POUR LE MERITE

ORDEN POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

REDEN UND GEDENKWORTE

FÜNFTER BAND
1962

VERLAG LAMBERT SCHNEIDER · HEIDELBERG

ÖFFENTLICHE SITZUNG DES ORDENSKAPITELS

5. JUNI 1962

REDEN UND GEDENKWORTE

BEGRÜSSUNGSWORTE

DES ORDENS-KANZLERS

PROFESSOR DR. KAUFMANN

AM 5. JUNI 1962

Herr Bundespräsident!
Herr Altbundespräsident!
Herr Vizepräsident des Deutschen Bundestages!
Eure Exzellenzen!
Meine Herren Bundesminister, unter denen ich besonders den neuen Herrn Bundesminister des Innern begrüßen darf!
Meine Herren Landesminister, Abgeordnete des Deutschen Bundestages, Vertreter der christlichen Kirchen, die wissenschaftlichen Organisationen und Vereinigungen!
Meine Herren Vertreter der Ritterschaft des Kriegsordens Pour le mérite!
Meine Damen und Herren!

Ich habe wieder die Ehre und Freude, Sie in diesem Saale herzlich zu begrüßen.
Wir haben heute vormittag in der Kapitelsitzung der Toten ehrend gedacht und haben uns zu ihren Ehren erhoben. Es sind die Herren Werner Jäger, Luigi Einaudi, Ernst Buschor und Arthur Compton. Ich danke Ihnen, daß auch Sie sich zu Ehren der Verstorbenen erhoben haben.
Ich darf sodann besonders herzlich unsere ausländischen Mitglieder begrüßen; an erster Stelle Herrn Carl Burckhardt, darum an erster Stelle, weil er so freundlich war, die Festrede für die heutige Tagung zu übernehmen; sodann Frau Lise Meitner, Herrn Etienne Gilson und Herrn Francois-Louis Ganshof.

Ich möchte nicht unerwähnt lassen, daß Thornton Wilder, der schon einmal hier anwesend war, schrieb, wir möchten es nicht als Undankbarkeit auffassen, wenn er diesmal nicht kommt; er will sich in die Wüste zurückziehen, um ein großes Werk zu schreiben. Ich habe geantwortet, daß, so sehr wir seine Abwesenheit bedauern, wir uns bereits auf das neue Werk freuen, das er in der Wüste schreiben will.

Nun, meine Damen und Herren, bevor ich die Redner des heutigen Tages bitte, das Wort zu ergreifen, gestatten Sie mir eine Erinnerung wachzurufen: Es war am 31. Mai 1842, also vor genau 120 Jahren, als König Friedrich Wilhelm der IV. die Friedensklasse des Ordens Pour le mérite gestiftet hat. 31. Mai 1842, zwar als königlich preußischen Orden, aber mit gesamtdeutscher Indention, wie sich aus der Liste der Persönlichkeiten ergibt, die damals ernannt wurden. Zugleich wurden viele hervorragende ausländische Gelehrte und Künstler zu ausländischen Mitgliedern des Ordens gewählt. Die Namen der Mitglieder des Ordens der 75 Jahre von 1842 bis 1917 auferlegt uns die besonderen Verantwortlichkeiten, dies kostbare Erbe zu wahren.

Dann kam der Sturz der Monarchie, und es entstand ein Interregnum bis 1920. Es ist dem letzten Kanzler Adolf v. Harnack zu danken, daß der Orden im Jahre 1922, also vor nunmehr 60 Jahren, neues Leben erhielt. Das ging so bis zum Jahre 1933, in dem Ernst Barlach gewählt wurde, ein Künstler, der sich nicht des Wohlwollens der neuen Machthaber erfreute. Ein neues Interregnum trat ein, in dem zwar der Orden nicht aufgelöst wurde, aber ein Verbot von Neunachwahlen erging, der Orden also zu einem langsamen Tode verurteilt wurde. Es war dann im Jahre 1952, also vor zehn Jahren, als der Herr Bundespräsident Professor Theodor Heuss die noch lebenden drei Mitglieder

bat, sie möchten ihn bitten, die Tradition des Ordens wieder aufzunehmen. Es wäre gewiß reizvoll, außer diesen Daten noch einiges aus der Geschichte des Ordens zu erzählen. Aber ich möchte Ihre Zeit nicht weiter in Anspruch nehmen und den Rednern des heutigen Tages das Wort geben.

Zunächst Gedenkworte auf Luigi Einaudi, dem verstorbenen italienischen Staatspräsidenten, gesprochen von unserem Altbundespräsidenten Theodor Heuss, beides ehemalige Staatshäupter, beides große Liberale. Dann sollte Herr von Weizsäcker auf Erwin Schrödinger sprechen; er ist leider im letzten Augenblick erkrankt; aber Herr Heisenberg hat die Freundlichkeit, für ihn einzuspringen. Es folgt Herr Gerhard Marcks mit Gedenkworten auf Ernst Buschor. Endlich wird Herr Burckhardt die Festrede des diesjährigen Jahres halten. Ich darf die Herren bitten, der Reihenfolge nach das Wort zu nehmen.

LUIGI EINAUDI

24. 3. 1874 – 30. 10. 1961

Luigi Einaudi

Gedenkworte für

LUIGI EINAUDI

von

Theodor Heuss

Als mich der Kanzler dieses Ordens, Professor Erich Kaufmann, vor geraumer Zeit bat, für das verstorbene Mitglied, den italienischen Gelehrten und Staatsmann, Luigi Einaudi, einige Gedenkworte zu sprechen, geriet ich, von Hause aus nicht eigentlich schüchtern, etwas in Verlegenheit. Denn ich mußte die *formale* Kompetenz dazu bestreiten und die *sachliche* bezweifeln.

Die formale: ich will nicht in gespielter Bescheidenheit leugnen, daß ich an der Erneuerung dieses edelsten deutschen Ordens mit seiner Einung von demokratischem Verfahren und aristokratischer Sinngebung einigen Anteil hatte, ja, ich bin unbefangen genug, daß die Rettung dieser durch Hitler zum Tode verurteilten friderizianischen Stiftung zu den Dingen meiner Amtszeit gehört, auf die ich mit Genugtuung zurück-

blicke – hier ging und geht es um *echte* Tradition, nicht um eine sogenannte, deren Mißachtung man mir zum Vorwurf machte ... Die Mitglieder des Kapitels haben mich wiederholt sehr freundschaftlich gebeten, in ihren engeren Kreis einzutreten. Aus Gründen, die jetzt nicht zu erörtern sind, habe ich immer gebeten, davon abzusehen. Das ist das Formale.

Und das Sachliche? Darf ich mir die Kompetenz zugestehen, eine wissenschaftliche Würdigung der wissenschaftlichen und der staatskonkreten Leistung des Mannes zu versuchen, eine Darlegung von dem Rang, wie wir sie in den letzten Jahren einige Male an dieser Stelle hören konnten. Das darf ich redlicher Weise nicht. Es ist nicht allzu viel von Einaudis Facharbeiten in die deutsche Sprache übertragen und ich habe Anlaß, gegen mein Schulitalienisch mißtrauisch zu sein.

Aber Erich Kaufmann hat mir einigermaßen glaubhaft geschrieben, daß er im engeren Kreise keinen Mann »an Hand« habe – d. h. so hat er nicht gesagt – und da er ein verborgener Romantiker ist, – ziemlich verborgen – schien es ihm offenbar poetisch, wenn ein gewesener Bundespräsident seinem verstorbenen Funktionskollegen einen Nachruf widmet. Man mag es auch so sehen.

Diese »Präambel« ist reichlich lang und persönlich geraten und vielleicht aus dem Rahmen des Erwarteten herausgefallen: rede ich jetzt von Einaudi, so beschwöre ich die Imagination jener unter Ihnen, die den Mann erlebt haben, als er vor einigen Jahren hier unser Gast war: eine fast zierliche Figur, war sie gebrechlich, war sie zerbrechlich? Das Antlitz von geistigen Mühen durchformt, aber trotz des hohen Alters ohne Müdigkeiten, mit sehr wachen, aufmerksamen Augen, man durfte spüren, das sage ich jetzt ohne die legendäre und leider nicht bloß legendäre Hybris der Deutschen, daß er sich in unserem

Kreise wohl fühlte. Ich weiß es auch von unserem Botschafter in Rom, daß Einaudi, als er ihm die schönen Insignien des Ordens im amtlichen Auftrag überreichte, sich ganz einfach unmittelbar menschlich und nicht bloß konventionell freute. Denn er sah sich in der Reihe des geschichtlichen Ablaufs Männern eingegliedert, auch seiner eigenen Wissenschaft, deren geschichtlicher Rang ihm vertraut war, etwa Gustav Schmoller, Georg Friedrich Knapp, Alfred Weber.

Er war ein Mann von Piemont, und die Liebhaber des Verfahrens, einen landsmannschaftlichen Charakter in dieser oder in jener Individualität sonderlich geprägt festzustellen, haben wohl auch in Einaudis beobachtender und realistischer Nüchternheit, in seiner geduldigen Zähigkeit einen charakteristischen Zug seiner Heimat erkennen wollen – es ist auch die Heimat von Cavour und Giolitti. Dort, in Turin, begann er 1901 an der heimischen Hochschule die akademische Laufbahn als Professor der Nationalökonomie, 1904 folgte die Berufung an die Handelshochschule von Mailand. Ich kann nun nicht untersuchen wollen, was der Ausgangspunkt seiner Lehre war und wie sie sich entwickelte. Die Arbeitsbedrängnis des »Unruhestandes« ist zu groß, um mir die Zeit für lange Mühen zu lassen. Aber ich kann, nachdem ich einige wichtige Essais gelesen habe, die fast paradoxe, gewiß antithetische Floskel wagen, er war in seiner Wissenschaft *konservativ*, indem er *liberal* blieb. »Liberal« heißt in solchem Sinn: Folger der sogenannten »klassischen« Ökonomie, die an die Namen Adam Smith, David Ricardo, Cobden und andere anschließt und von den sogenannten »Neoliberalen« weiterentwickelt wurde. Dies wird auch deutlich durch die behutsame Skepsis, die durch seinen großen Beitrag in dem Sammelband »Wirtschaft ohne Wunder« weht – auch deutsche Gelehrte sind in

ihm vertreten. Wenn Sie so wollen, mutet das Plaidoyer für das individuelle Sparen, mit einer Ermunterung zur Eigenverantwortung und seinem Mißbehagen vor frisch – fromm – fröhlichem Drauflos-Investieren mit dem Hintergrund der Staatsgarantien etwas altmodisch an, – altmodisch, aber solid. Im Elementaren seines Wesens wohl ein Antiromantiker, zumal in seinem Denk- und Leistungsgebiet, mit der Zuversicht, auf die regulierende Kraft der *Ratio*, die das Gefälle zum gesellschaftlichen Gleichgewicht schaffen werde, den Staat nicht als Machtinstrument, sondern als pflegerische Verwaltungsaufgabe betrachtend und behandelnd, kein Revolutionär mit aufgeregten und farbigen deklamatorischen Attitüden ...

Das Eigentümliche dieser Erscheinung nun: er suchte und fand frühe den Weg aus Seminar und Hörsaal zum Zeitungsleser: Zuerst in der Turiner »Stampa«, dann im Mailänder »Corriere della Sera« schreibt er mit einer gewissen Regelmäßigkeit wirtschaftskritische Aufsätze. Es geht ihm, der 1919 auch Mitglied des Senates wird, um eine volkserzieherische, damit im Bereich der Demokratie auch politische Wirkung. Wenn ich mich in der deutschen Gelehrtenwelt umsehe, auch hier ein seltener Fall: ich sehe in der Generation, die sich mit der Einaudis überschneidet, fast nur meinen eigenen Lehrer Lujo Brentano: seine Flugschriften über das Freihandelsargument, über Arbeitszeit und Arbeitslohn, seine Arbeiten über das ländliche Erbrecht sind aus der gleichen, die positive Wirkung suchenden Gesinnung geschrieben wie Einaudis Publizistik. Aber solche Haltung wie die des Einaudi paßte nicht in die Zeitlandschaft des Mussolini; wir kennen ja das Verfahren, in dem Hitler sein Gefährte war: Verbot jeglicher Publizistik. Ich bin ja in dieser Branche persönlich Experte. Es kam der Tag, da Einaudi der unmittelbaren Bedrohung ausweichen

mußte: 1943 *Flucht* in die Schweiz! Asyl in Basel – wie er – ein immer fleißiger Mensch – dort in der Forschung sich von den seelischen Qualen der Tage, Monate, Jahre abschirmt, hat Edgar Salin im vergangenen Herbst in einem sehr schönen Nachruf gewürdigt.
Zusammenbruch des Faschismus, Rückkehr in die Heimat, wo die härteste Aufgabe auf ihn wartet. Wird es gelingen, die verwüstete Währung wieder zu ordnen? Der Ruf an die Spitze der Bank von Italien zeigt ein Ziel, *das* Ziel. Aber es geht ja um mehr als den Versuch, geldtechnische Erfahrung und Phantasie fruchtbar zu machen – es handelt sich um ein Politikum. Der Ministerpräsident de Gasperi, dem später persönlich begegnet zu sein mir eine kräftige Erinnerung geschenkt hatte, holte Einaudi 1947 als Stellvertreter und Budgetminister an seine Seite. Er mußte spüren, daß neben den Aufgaben, die Möglichkeiten eines wirtschaftspolitischen Ausgleichs zu suchen, dort, wo es sinnvoll, der Produktivität die neuen Impulse zu geben, die Hypertrophie der Verwaltungen, – überall eine Kriegswirkung, – zu regulieren, die *menschlich-moralische Figur* des finanzpolitischen Steuermanns ein bestimmtes Element des möglichen Gelingens darstelle. Das Experiment ist gelungen, gewiß nicht ohne Härten. Im Mai 1948 wurde der so verdiente Mann für sieben Jahre zum Staatspräsidenten der italienischen Republik berufen, ein Amt, das er bis 1955 in großer Achtung wahrnahm.

Und dann die letzten sechs Jahre auf dem Bauerngut in dem heimischen Dogliani bei Turin; sie haben – und nun werden wir gegenüber dem sachlich so nüchternen und menschlich offenbar so warmherzig geduldigen Mann – fast etwas romantisch: sie haben in ihrer ländlichen Friedsamkeit einen

antiken Zug. Es gibt Bilder von ihm, da er mit vorsichtigen Schritten, mit prüfenden Augen durch die Bauernwege geht, zu den Rebhügeln: es muß fruchtbare Ordnung herrschen. Drinnen im Hause wartet die riesige Bibliothek, es sollen legendär 50000 Bände sein, es warten die Stunden für gute Gespräche. Einaudis langjähriger Sekretär hat von diesem Sein reizvoll und dankbar berichtet, die Atmosphäre ist auch in dem Nachruf von Edgar Salin zu spüren, der die menschliche Haltung in den basler Exiljahren mit Wärme geschildert hat.
Wir durften, wir mußten in diesem Kreise des Mannes gedenken, für den die *Freiheit des Einzelnen* Fundament der nicht deklamierten, sondern der gelebten Menschenwürde bedeutete und der helfenden Pflicht vor dem Andern – Gegebenheit jeglicher sittlichen Ordnung.

ERWIN SCHRÖDINGER

12. 8. 1887 – 4. 1. 1961

Erwin Schrödinger

Gedenkworte für

ERWIN SCHRÖDINGER

von

Werner Heisenberg

Erwin Schrödinger hat nur kurze Zeit zu dem Kreise gehört, der heute hier versammelt ist. Er hat meines Wissens niemals an unseren Sitzungen teilgenommen, da er in diesen letzten Jahren schon körperlich zu sehr behindert war. Trotzdem hat er in gewisser Weise die Eigenart dieses Kreises sogar besonders deutlich repräsentiert durch die Art, wie er wissenschaftliche und künstlerische Interessen verband, und wie seine wissenschaftliche Arbeit bei aller Strenge und Gründlichkeit doch immer auch durch künstlerische Impulse bestimmt war.

Erwin Schrödinger wurde am 12. August 1887 als Sohn eines für alles Geistige aufgeschlossenen Kaufmanns in Wien geboren. Er ist in der alten Kaiserstadt aufgewachsen und dort im humanistischen Gymnasium erzogen worden. Auch in viel späteren Jahren, als er längst seine Heimatstadt verlassen hatte,

konnte man an dem leichten Wiener Tonfall in der Stimme, an der charmanten Liebenswürdigkeit, der immer eine Spur Zurückhaltung und Resignation beigemischt war, seine Herkunft aus Wien unverwechselbar erkennen. Auch die Studentenzeit verbrachte er zum großen Teil in der österreichischen Hauptstadt, wo er als Schüler von Hasenöhrl und Boltzmann die mathematischen Methoden der Physik aufs gründlichste studierte. Er habilitierte sich noch in Wien, konnte aber dann, wie so viele andere bedeutende österreichische Gelehrte, der großen Anziehungskraft des in Deutschland pulsierenden wissenschaftlichen Lebens nicht widerstehen und kam 1920 als akademischer Lehrer zuerst nach Jena, dann nach Stuttgart und Breslau, und wurde schon 1921 als Nachfolger Max von Laues nach Zürich berufen. Dort blieb er sechs Jahre, bis er 1927, nun schon ein berühmter Physiker, den Ruf an die Universität Berlin annahm.

Über diese erste Periode seines wissenschaftlichen Schaffens sprach er bei seinem Eintritt in die Preußische Akademie der Wissenschaften in folgenden Sätzen, die für seine Einstellung zur Physik und zur Wissenschaft überhaupt recht charakteristisch sind. »Das alte Wiener Institut«, so sagte er, »dem Ludwig Boltzmann erst kurz zuvor auf tragische Weise entrissen worden war, das Haus, wo Fritz Hasenöhrl und Franz Exner wirkten und viele andere von Boltzmanns Schülern aus- und eingingen, vermittelte mir ein unmittelbares Einfühlen in die Ideen dieses gewaltigen Geistes. Sein Ideenkreis spielt für mich die Rolle der wissenschaftlichen Jugendgeliebten, kein anderer hat mich wieder so gepackt, keiner wird es wohl jemals tun. Der modernen Atomtheorie« – er meinte damit die Quantentheorie Plancks und Bohrs – »kam ich nur sehr langsam näher. Ihre inneren Widersprüche klangen wie kreischende Disso-

nanzen an der reinen, unerbittlich klaren Gedankenfolge Boltzmanns gemessen. Eine Zeitlang ergriff ich förmlich die Flucht und rettete mich, angeregt durch Exner und Kohlrausch, ins Gebiet der Farbenlehre. Mancher eigene und mancher fremde Versuch in der Atomtheorie, durch radikalste Abänderung wenigstens wieder zur Klarheit zu kommen, wurde geprüft und verworfen. Erst de Broglies Gedanke der Elektronenwellen, den ich dann zur ondulatorischen Mechanik ausbaute, gewährte eine gewisse Erleichterung.« Aber bevor ich auf die hier von Schrödinger angedeutete wissenschaftliche Entwicklung eingehe, sollte ich doch noch einige Worte über seine Versuche zur Farbenlehre sagen. Daß es nur ein Ausweichen war, wie er selbst meint, in Gebiete der Physik, die nicht so undurchdringbar dunkel schienen wie die Atomlehre, möchte ich nicht glauben. An dieser Stelle wurde vielmehr seine künstlerische Neigung lebendig. Er hatte Freude an der Farbe, nicht primär an der objektiven physikalischen Erscheinung, sondern an der Farbe als dem frohen Spiel der Sinne, und es beglückte ihn, der unmittelbar erlebten sinnlich wahrnehmbaren Welt wissenschaftlich nachgehen zu können. Sein Problem war die Farbenmetrik, d. h. das messende Vergleichen der Helligkeit verschiedener Farben, und dabei spielen nicht nur physikalische sondern auch physiologische Fragen eine wichtige Rolle. Aber schon wenige Jahre später zog es ihn wieder zurück in die Atomphysik.

Er kannte die Bohr-Sommerfeldsche Theorie des Atombaues mit ihren unauflöslichen inneren Widersprüchen genau, schrieb auch eine sehr geistvolle Arbeit über die sogenannten Tauchbahnen der Elektronen im Rahmen dieser Theorie, blieb aber doch von solcher Physik zutiefst unbefriedigt. Da lernte er 1925 die Gedanken de Broglies kennen, der den am

Licht beobachteten Dualismus zwischen Wellen- und Korpuskularvorstellung auch auf die Materie zu übertragen versuchte. In diesem Zusammenhang hatte de Broglie schon bemerkt, daß die Bohr-Sommerfeldsche Quantenbedingung als eine Aussage über die Zahl der Wellenlängen interpretiert werden kann, die auf einer Umlaufbahn des Elektrons Platz haben. Schrödinger erkannte – und hier kam ihm wohl seine lange Bekanntschaft mit Schwingungsproblemen aus seiner Beschäftigung mit der Farbenlehre zustatten –, daß diese Vorstellung den Gedanken an ein wellentheoretisches Eigenwertproblem nahelegte. Er erinnerte sich an die schönen Untersuchungen Hamiltons über die mathematischen Analogien zwischen klassischer Mechanik und Optik, und es gelang ihm, in erstaunlich kurzer Zeit zur mathematischen Formulierung der Wellenmechanik vorzudringen, die sich seither als das wirksamste Instrument zur theoretischen Behandlung von Atomproblemen erwiesen hat. Viele schwierige quantentheoretische Fragen, z. B. die Berechnung der stationären Zustände des Heliumatoms, konnten mit Hilfe der Schrödinger-Gleichung mit großer Genauigkeit gelöst werden. Er konnte zudem noch zeigen, daß seine Wellenmechanik mathematisch äquivalent war mit der sogenannten Quantenmechanik, die aus ganz andersartigen Vorstellungen entstanden war, und damit hatte er schließlich eine vollständige und befriedigende mathematische Beschreibung des Aufbaus der Atomhülle gewonnen. Ich erinnere mich gut daran, wie begeistert wir damals waren, daß mathematische Probleme, die bis dahin unüberwindliche Schwierigkeiten zu bereiten schienen, mit den Schrödinger-Methoden beinahe mühelos gelöst werden konten.

Durch diese enormen Erfolge ermutigt glaubte Schrödinger

eine Zeitlang, es werde möglich sein, den scheinbaren Dualismus zwischen Wellen und Teilchen aus der Atomphysik ganz zu verbannen. Er gab daher der Wellenmechanik eine anschauliche Deutung, bei der überall die Materiewelle an die Stelle des Elektrons trat, und die viele Fragen der Atomphysik in einem neuen Lichte erscheinen ließ. Trotz der zahlreichen Experimente, in denen man Elektronen und Lichtquanten sozusagen unmittelbar sehen kann, wagte Schrödinger den in seiner Kühnheit großartigen Versuch, Elektronen und Lichtquanten völlig aus der Physik auszuschließen und nur von Wellenbewegungen und Wellengruppen oder Wellenpaketen zu sprechen. Dieser allzu gewagte Vorstoß aber konnte doch nicht gelingen und führte für Schrödinger zu einer gewissen Enttäuschung; denn die weitere Entwicklung zeigte, daß der Begriff des Teilchens, des Quants und des Quantensprungs doch aus der Atomphysik nicht beseitigt werden kann, wenn man den Phänomenen nicht Gewalt antun will. Ich erinnere mich an leidenschaftliche und über viele Tage und Nächte ausgedehnte Diskussionen zwischen Niels Bohr und Schrödinger in Kopenhagen im Herbst 1926, in denen die tiefliegenden Schwierigkeiten der Atomtheorie unerbittlich bis in die feinsten Einzelheiten durchgesprochen wurden und in denen Bohr nicht eher ruhte, als bis der Kern des Problems bloßgelegt war. Einmal rief Schrödinger ganz erregt und verzweifelt: »Wenn es doch bei dieser verdammten Quantenspringerei bleiben soll, dann bedauere ich, mich überhaupt mit Atomphysik beschäftigt zu haben!«, worauf Niels Bohr antwortete: »Aber wir anderen sind Ihnen doch so dankbar dafür, daß Sie es getan haben, denn dadurch haben Sie so unendlich viel zur Klärung dieser schrecklich schwierigen Probleme beigetragen.« Die Enttäuschung darüber, daß an dieser Stelle die anschauliche

Klarheit und Durchsichtigkeit der klassischen Physik nicht erreicht werden kann, hat Schrödinger nie ganz verwunden, und er hat sich auch in späteren Jahren nie ganz mit der philosophischen Interpretation der Atomlehre abgefunden, die damals in Kopenhagen entwickelt wurde. Zum Beispiel sagte er bei seiner Antrittsrede in Berlin im Jahr 1929: »Wir sind noch ziemlich weit entfernt von einem wirklichen Begreifen des durch die Wellenmechanik einerseits, durch die Quantenmechanik andererseits angebahnten Naturverständnisses.« Und bei dieser Meinung ist er wohl im wesentlichen geblieben. Aber er nahm doch an der weiteren Ausgestaltung der Quantentheorie regsten Anteil. Besonders intensiv beschäftigte er sich mit dem Zusammenhang zwischen Quantentheorie und Relativitätstheorie, der in den dreißiger Jahren zu einem zentralen Thema der theoretischen Physik wurde. Den Einsteinschen Gedanken einer einheitlichen Feldtheorie versuchte er mit den Grundtatsachen der Atomtheorie und der Wellenmechanik zu verknüpfen, und brachte dabei interessante mathematische Zusammenhänge zwischen verschiedenen Arten von Wellenfeldern ans Licht. Leider konnte er diesen Untersuchungen nicht mehr lange ungestört nachgehen.

Die politischen Unruhen in Mitteleuropa seit 1933 störten auch Schrödingers wissenschaftliche Tätigkeit empfindlich. Er verließ die Universität Berlin, wo er seit 1927 gelehrt hatte, und unterrichtete in den folgenden Jahren in Graz, Oxford und Dublin. Leider hat er an keiner dieser Stellen wieder eine so bedeutende wissenschaftliche Aktivität entfalten können wie in Berlin. Erst im Frühjahr 1956 kehrte er als fast 70jähriger in seine Vaterstadt Wien zurück, wo er am 4. Januar 1961 gestorben ist.

Schrödinger war kein enger Fachgelehrter, seine Interessen

gingen weit über den Bereich der Physik hinaus. Er sprach mit gleicher Leichtigkeit Deutsch, Englisch, Französisch und Spanisch, und er konnte etwa die Fragmente des Heraklit im Urtext lesen. Die europäische Kunst, Literatur und Philosophie waren ihm im gleichen Maße vertraut. Diese weiteren Interessen haben ihren Niederschlag in einer Reihe von Büchern und Aufsätzen gefunden, die an einen großen Kreis gerichtet sind. »Naturwissenschaft und Humanismus«, »Was ist Leben«, »Die Natur und die Griechen«, »Die physikalische Grundlage des Bewußtseins«. Schrödinger war zwar kein Philosoph im eigentlichen Sinne, aber er war ein durchaus philosophischer Kopf, der neben den Problemen seiner Fachwissenschaft die großen Zusammenhänge sah, und der in die Tiefen vorzudringen suchte, in denen die Substanz dieser Zusammenhänge sichtbar wurde. Schon an der Leidenschaft, mit der er hier Stellung bezog, spürte man die philosophischen Quellen, aus denen seine wissenschaftliche Aktivität gespeist wurde. Ich zitiere ein paar Stellen aus den Vorlesungen, die er im Jahr 1956 am Trinity-College in Cambridge gehalten hat und die später unter dem Titel »Geist und Materie« auch in deutscher Sprache erschienen sind.

Er fragt dort an einer Stelle nach der Entstehung des Bewußtseins im biologischen Prozeß der Selektion, des Bewußtseins als eines Attributs nur des menschlichen Geistes. Mit der rationalistischen Interpretation ist er ganz und gar unzufrieden. »Sollen wir uns«, so fragte er, »nun bereit finden zu glauben, daß diese ganz spezielle Wendung in der Entwicklung der höheren Tiere, diese Wendung, die füglich auch hätte unterbleiben können, notwendig war, damit die Welt sich selbst im Lichte der Bewußtheit aufleuchte. Wäre sie ohne das ein Spiel vor leeren Bänken geblieben, für niemanden vorhanden und

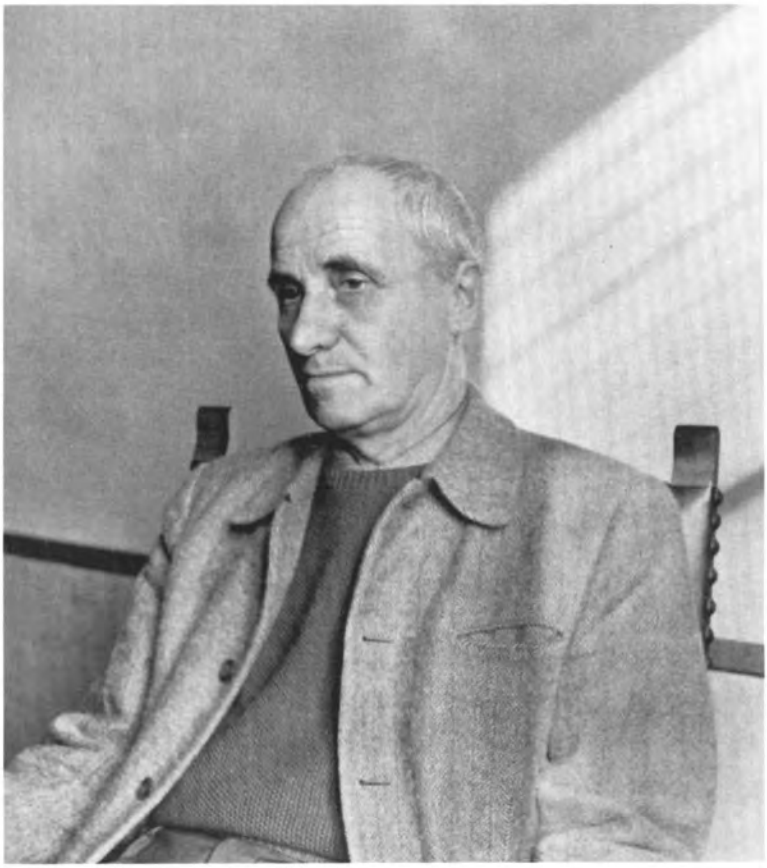
darum recht eigentlich nicht vorhanden – das scheint mir der Bankrott eines Weltbildes.« Er spricht dann über Spinoza und fährt fort: »Wir stoßen auf den kühnen Gedanken einer Allbeseelung, freilich nicht zum ersten Male. Schon zweitausend Jahre zuvor hatte dieser Gedanke der ionischen Philosophenschule (Thales, Anaximander, Anaximanes) den Beinamen der Hylozoisten eingetragen. Nach Spinoza hat der geistvolle Gustav Theodor Fechner sich nicht gescheut, die Pflanzen zu beseelen, die Erde als Weltkörper und die Sterne. Ich stimme diesen Phantasien nicht zu, aber ich möchte nicht darüber zu Gericht sitzen, wer der tiefsten Wahrheit näher kam, Fechner oder die Bankrotteure der Rationalistik.« Noch eine Stelle möchte ich zitieren, die sich auf das Verhältnis von Naturwissenschaft und Religion, und zwar speziell auf den Atheismus der Naturwissenschaft bezieht und die wohl auch für seine erkenntnistheoretische Position sehr charakteristisch ist. Schrödinger sagt dort: »Nur kurz will ich den notorischen Atheismus der Naturwissenschaft erwähnen. Wieder und wieder erfährt die Naturwissenschaft diesen Vorwurf, aber zu Unrecht. Der persönliche Gott kann in einem Weltbild nicht vorkommen, das nur zugänglich geworden ist um den Preis, daß man alles Persönliche daraus entfernt hat. Wir wissen, wenn Gott erlebt wird, so ist das ein Erlebnis genau so real wie eine unmittelbare Sinnesempfindung oder wie die eigene Persönlichkeit. Wie diese *muß* er im raum-zeitlichen Bilde fehlen. ›Ich finde Gott nicht vor in Raum und Zeit‹, so sagt der ehrliche naturwissenschaftliche Denker. Und dafür wird er von denen gescholten, in deren Katechismus geschrieben steht ›Gott ist Geist‹.«

Aber einzelne Abschnitte aus dem von Schrödinger Geschriebenen können kaum genügen, um ein wirklich deutliches Bild

von dem Menschen zu zeichnen, der sie formuliert hat. Auch wird man mit Recht einwenden können, daß diese philosophischen Gedanken nicht das wesentliche an Schrödingers wissenschaftlicher Leistung ausmachen, daß er primär eben doch ein bedeutender Physiker war. Aber wenn Schrödinger einmal mit der Schaffung der Wellenmechanik entscheidend in die Geschichte der modernen Naturwissenschaft eingegriffen, wenn er ihr eine neue und überraschende Wendung gegeben hat, deren Konsequenzen wir auch jetzt noch nicht überall überschauen können, so war das sicher nur dadurch möglich, daß er auch die ganz in der Tiefe liegenden Zusammenhänge kannte und ihnen an einigen Stellen rationale Form geben konnte. Und eben das ist ja in gleicher Weise die Aufgabe des Gelehrten wie des Künstlers.

ERNST BUSCHOR

2. 6. 1886 – 11. 12. 1961



E. Baschor

Gedenkworte für

ERNST BUSCHOR

von

Gerhard Marcks

Wir hatten im letzten Jahre den Tod des Archäologen Ernst Buschor zu betrauern.

Es steht mir nicht zu, sein Werk zu würdigen, das ebensosehr den Archäologen wie den Übersetzer sämtlicher griechischer Tragödien betrifft – ich will nur versuchen, uns sein Bild ins Gedächtnis zurückzurufen.

Buschor stammte aus schwäbischem *Bauerngeschlecht* und ganz hatte er die Gestalt und das Haupt eines Weinbauern geerbt, nur daß unversehens aus diesen Zügen die Flamme des Geistes aufloderte. Und auch dies war ein Erbteil: sein Vater war *Bischof* einer religiösen Sekte, und etwas Schwärmerisches, Begeistertes war auf den Sohn übergegangen. Er gehörte zu jener aussterbenden Rasse der *Romantiker*, denen die Welt manchen fruchtbaren Irrtum verdankt.

Diese Geistesrichtung, die sich mit schauenden Augen verband,

ließ Ernst sich der Archäologie zuwenden. Das *Völkische* war ihm Brücke zum *Heroischen* der Antike – verständlich, wenn er sich zeitweise von ihrer *satanischen* Verzerrung in unserer Zeit blenden ließ –. Er wurde Schüler von Furtwängler, der uns damals an Hand seiner Studien über den Aphaia-Tempel auf Ägina von den verstaubten *Winkelmann'schen* Vorstellungen über die Antike befreite, deren bunte Lebensfülle er uns vor Augen stellte.

Die Archäologie ist eine junge Wissenschaft. Nennt Goethe als Mutter der Musen die *Langeweile*, so kann man von der *Neugier* als Mutter der Wissenschaft sprechen. Der Archäologe, der Antikenforscher aber sucht mit retrospektiver Neugier nach dem Heilmittel für unser *bösartig entformtes Säculum*. Ihm wird die Beschäftigung mit der griechischen Kultur, der Wurzel und schönsten Blüte Europas, zur Religion. Aber sie wird ihm auch ein Grund zur Melancholie: Muß er sich nicht als Epigonen fühlen angesichts dieses – mit Luther zu reden – unvergleichlichen Platzregens großer Geister? Muß es ihn nicht mit Trauer erfüllen, wenn er greifbar den Untergang solcher Größe vor sich sieht und bedenken muß, daß *alle* Kultur, und auch die unsere, der Veränderung zum Raube wird. Vollends, wenn er das Walten *dumpfer Zerstörungswut*, des politischen und religiösen Fanatismus, schließlich erbärmlicher Notdurft betrachtet, welche die Erde wie einen von Läusen befallenen Ball zurücklassen?

Der Archäologe tröstet sich, indem er die *Forderung des Tages* getreulich erfüllt: entdeckt, aufnimmt, ausgräbt, sammelt und Schlüsse zieht. So kann er die alten Götter wenigstens zu einem musealen Scheinleben erwecken und hoffen, daß sie Geburtshelfer bei einem *neuen Schöpfungs*morgen der Menschheit sein werden.

Es ist ja so, daß von Generation zu Generation wir uns in der Vergangenheit gewissermaßen im *Spiegel* sehen. Buschors Anliegen war die Verbindung der Antike mit unserer Welt, nicht philologisch, nicht literarisch, sondern *künstlerisch* – ein lebendiges Interesse für die zeitgenössische Kunst ging darum bei ihm parallel mit der Erforschung der Antike.

Lange Zeit leitete er das Deutsche Archäologische Institut in Athen neben seiner Professur an der Universität München, und während 35 Jahren die Ausgrabung in *Samos*, dem ersten ionischen Zentrum griechischer Kultur in der Heimat des Pythagoras.

Vom Heraion, dem von Herodot als schönstes und größtes gepriesenen Heiligtum, ist nur ein Schutthaufen, schlimmer als Wüste, übrig geblieben.

Buschor gelang es, aus der Tiefe neben vielen Bruchstücken einige *Statuen Dädalischer Schule*, lieblich keusche Jungfrauen, die an Sappho denken lassen, zu bergen und sie im Museum auf ihrem alten Podest aufzustellen samt der mächtigen gelagerten Matrone.

Eine Reihe Akantus – geschmückter *Grabstelen* stellte er zum ernstesten feierlichsten Friedhof zusammen.

Diese langen Monate Einsiedlerleben mit griechischen Bauern und Hirten, welche sich noch etwas von Homerischer Art bewahrten und ihren Professor liebten und verehrten ohne Unterwürfigkeit, ließen ihn selbst zu einem halben Griechen werden, welcher mit seinen Arbeiten Brot und Wein, Glück und Unglück teilte. Als im Kriege die italienische Besatzung das Museums-Depot plünderte, trösteten den Wiederkehrenden seine Griechen treuherzig, da sie fürchteten, er würde angesichts dieser zweiten Zerstörung Selbstmord begehen.

Was Wunder, daß er, der den *Gesangverein* von Samos leitete,

von den Analphabeten dort ebenso betrauert wird wie von uns, die wir in seinen Schriften den außerordentlichen Rang des Gelehrten erkennen.

REDE VON

CARL J. BURCKHARDT

CARL J. BURCKHARDT

KALTER KRIEG IM SIEBZEHNTEN JAHRHUNDERT

Schwerer erkennbar als leitende Zeitideen sind die kollektiven Gefühlslagen der sich ablösenden Geschlechter, ihre Leidenschaften, die dazu führen, daß Theoreme und Philosopheme neu entstehen, mit vitalen Kräften erfüllt werden oder daß versunkene Doktrinen sich neu beleben. Die Steigerungs- und Erregungszustände der Kollektivitäten, ihre schöpferischen, wie ihre zerstörenden Wirkungen unterliegen ungenügend erforschten Gesetzen. Unter ihren unzähligen Ursachen aber steht ein jeder Kreatur eigenes Grundgefühl im Vordergrund: die Furcht. Die Furcht ist konstant, unterliegt aber gradmäßig den größten Schwankungen. Kollektive Angstzustände werden ausgelöst durch objektive Bedingungen wie durch Vorstellung und Wahn, sie können materiellen oder metaphysischen Ursprungs sein, sie können als Folge schwerer traumatischer Vor-

gänge sich vererben, um erneut zur Wirkung zu gelangen, wenn ihr einstiger Anlaß längst nicht mehr vorhanden ist. Eine häufige und besonders wirksame Ursache ihres Entstehens liegt in der Vorstellung menschlicher Gruppen, von feindlichen Mächten umstellt und eingekreist zu sein. Die Panik des Erstickungstodes droht. Es entsteht jener krankhafte Zustand des absoluten Mißtrauens, den Goethe im zweiten Faust schildert:

»Fort, ihr lächerlichen Lacher!
Euer Grinsen gibt Verdacht;
Alle meine Widersacher
Drängen mich in dieser Nacht.
Hier! ein Freund ist Feind geworden,
Seine Maske kenn ich schon;
Jener wollte mich ermorden,
Nun entdeckt schleicht er davon.«

Gegenwehr setzt ein bis zum blinden Umsichschlagen. Wieviel tragische Beispiele lassen sich hiezu anführen. Mit Deutlichkeit tritt ein solches im 16. und noch im 17. Jahrhundert in Erscheinung und zwar innerhalb der Beziehung zwischen zwei großen kontinentaleuropäischen Nachbarstaaten: Spanien und Frankreich.

In jenem Zeitraum fühlt das französische Volk sich von einer staunenswerten, erobernden Macht umstellt. Diese Macht aber steht gleichzeitig im Bund mit einer französischen Minorität, die dem aus Furcht und Abwehrwillen entstandenen Streben der Franzosen nach Schaffung schützender, zentraler Staatsautorität entgegenwirkt, ihr entgegenwirkt im Sinn alter ständischer Libertäten, im Geist auch internationaler Solidarität einer mittelalterlichen Christenheit. Für diese Minorität ist

Rettung der kirchlichen Einheit, ist Gegenreformation wichtiger als der Konzentrationsprozeß des allmählich zur Vollreife gelangenden, abgesonderten Kollektivwesens, das sich nach außen als französische Nation nun abschließt. Der Gegensatz zwischen den Trägern des werdenden französischen Nationalgefühls und den damaligen französischen Europäern, den »Reaktionären«, schafft zwei feindliche Lager. In beiden finden wir Katholiken wie Protestanten trotz der Religions- und Bürgerkriege, die vier Jahre nach dem Tode des Kaisers Karl V., sieben Jahre nach der Thronbesteigung Philipps II. 1562, beginnen und während 67 Jahren, trotz des Toleranzediktes Heinrichs IV., des Ediktes von Nantes, nicht erlöschen. Bis zum Weißbluten werden die französischen Glaubenskämpfe weite Gebiete Frankreichs verwüsten. Spanien aber ist der Verbündete der in der Liga zusammengefaßten gegenreformatorischen Partei Frankreichs. Genau dieser Umstand löst eine Grundwelle des Widerstandes aus, sie trägt den ersten Bourbonen, den Hugenotten Heinrich von Navarra, auf den Thron, sein bald erfolgender Übertritt zur Römischen Kirche beweist den Sieg des politischen Wollens. Längst heißt es in Frankreich: »Der wirkliche Sieger in unseren Kämpfen ist nur der König von Spanien.« Es ist diese Erkenntnis, die zwischen Hugenotten und Katholiken zum Entstehen der dritten Partei führt, die man kurzerhand die Partei der »Politiker« nennt, ihre Devise lautet: »Das Staatswohl über alles.« Ihr Wirkungsmittel heißt im Beginn »Toleranz«, Toleranz noch kaum im humanen Sinn, sondern aus Gründen praktischer Notwendigkeit. Denn sobald die faktische Machtverteilung es erlaubt, kann auch die Toleranz wieder preisgegeben werden. Das zeigt sich in dem Augenblick, in dem als stärkste Verkörperung des Bestrebens dieser Partei, »der Sohn der Gefahr», wie der Dichter ihn

genannt hat, der erste Diener Ludwigs XIII., der Kardinal Richelieu, die Bühne betritt.

Innenpolitisch griff dieser Staatsmann gegen alles durch, was das Königstum als Verkörperung der staatlichen Autorität gefährdete, er brach die Macht der Hugenotten, die einen Staat im Staate bildeten, er bekämpfte mit eiserner Faust die großen Feudalen, die ihre Privilegien verteidigend im Ausland nach Rückhalt suchten, wo immer sie ihn fanden. Er hat die Parlamente in ihren Rechten eingeschränkt, weil die Parlamente den Primat der Außenpolitik nicht anerkannten; die härtesten Auseinandersetzungen hatte er mit den Erben der katholischen Liga, den sogenannten »Devoten«. Die zentralisationshemmenden Elemente waren unter der Regentschaft Maria Medicis, der Witwe Heinrichs IV., geschont, ja verwöhnt worden. Richelieu aber hat dann gegen diese Opposition wahre Terrormaßnahmen angewandt, allerdings immer nur dann, wenn seine ungeheuer vorsichtige Behandlung von Parteien und Einzelnen jeweils eine gesicherte Gelegenheit zum endgültigen Zuschlagen geschaffen hatte.

Was aber die Außenpolitik des Kardinals anbetrifft: Mit letzter Konsequenz und unter Anwendung aller denkbaren Mittel hat er das Ziel angestrebt, das Ludwigs XIII. Vater, Heinrich IV., gegen Ende seines Lebens mit den Worten bezeichnet hatte: »Die spanische Macht muß gebrochen werden!« Er handelte mit äußersten Mitteln, aber immer noch – als Folge der Religionskriege, sehr lange ohne eigene Machtmittel! Sein Werk hat er aufgerichtet unter der Voraussetzung einer durch den Bürgerkrieg zerstörten Wirtschaft, bei zerrütteten Finanzverhältnissen, deren Problemen dieser überlegene Politiker nie ganz gewachsen war, er hat es durchgeführt im Verlauf einer tiefgehenden sozialen Umschichtung, ohne Armee, preisge-

geben zur See, bei beständig bedrohten Küsten, lange Zeit unfähig, den kolonialen Wettlauf des Zeitalters mitzumachen, auf allen Meeren bedrängt von Barbaresken, Spaniern, Engländern und Holländern. Alles war aus dem Nichts zu schaffen. Richelieu, der im Dienst der spanienfreundlichen Regentin groß geworden war, trat 1624 dem Ministerium bei. Schon von 1626 an verschaffte er sich diktatorische Rechte über alle Flottenbelange, in kurzer Zeit bezog er die übrigen staatlichen Schlüsselstellungen. Gleichzeitig leitete er den Entscheidungskampf gegen das spanische Weltreich ein, aber ohne zur offenen Kriegserklärung zu schreiten.

Nach zehn Jahren staunenswerter strategisch-politischer Tätigkeit konnte der schwerkranke Staatslenker im Jahre 1635 seinem Souverän eine äußerst wichtige Mitteilung machen, die lautet:[1])

»Es ist ein Zeichen ungewöhnlicher Voraussicht und klarer politischer Erkenntnis, wenn man zehn Jahre lang alle Feinde des Staates Eurer Majestät einzig mit der Hand in der Geldbörse festgehalten hat, ohne selbst zu den Waffen zu greifen, immer nur durch das Mittel einer Allianzpolitik, um in den offenen Krieg erst jetzt einzutreten, weil unsere Alliierten nicht mehr genügen. Dies beweist, daß eine richtige Beurteilung aller Faktoren vorhanden war und vor allem das Entscheidende: jederzeit der nötige Mut zum Zeitgewinn.«

Richelieu zieht diesen Zustand mit letzter Anspannung hinaus, solange als überhaupt möglich. Erst nach der schwedischen Niederlage gegen die Kaiserlichen bei Nördlingen im September 1634 und der im März 1635 erfolgenden Besetzung von Trier, dem Sitz des mit Frankreich verbündeten Kurfürsten

[1] »Succinte Narration«, herausgegeben von Louis André, Paris, 1947, S. 134

von Sötern durch die Spanier, muß Richelieu sich zur Kriegserklärung an Madrid und Brüssel entschließen, mit größter Sorge, widerstrebend, denn militärisch ist Frankreich immer noch der Lage nicht gewachsen, was sich dann durch die schweren Rückschläge während der folgenden Jahre zeigen wird. Erst das Jahr 1638 sollte die Wende bringen.

In der Tat, von 1625 bis 1635 führt Frankreichs großer Minister, um eines seiner Lieblingsworte zu gebrauchen, seinen Krieg »verdeckt«, er führt »kalten Krieg«. »Nur mit der Hand in der Geldbörse, ohne Waffen anzuwenden.« Letzteres ist bedingt zu nehmen. Französische Truppenbewegungen an den Grenzen finden statt, bald an diesem, bald an jenem Punkt werden auch lokale Operationen unternommen, aber nach völkerrechtlichen Anschauungen des Zeitalters bedeutet Hilfe, die man Verbündeten leistet, keinen Kriegszustand. Vorübergehende Bündnisse sind leicht zu schließen und Prätendenten, für die man sich einsetzen kann, leicht zu finden.

Im Jahre 1629, kurze Zeit nachdem der Kardinal die größte Hugenottenfeste, La Rochelle, gebrochen hatte, hielt er seinem Souverän einen seither oft kommentierten, höchst bemerkenswerten Vortrag, in dem er fast wie unter Diktat all dasjenige ausspricht, was er später vollbringen wird. Der Vortrag enthält seine Hauptgedanken zur äußern wie zur innern Politik, daneben eine eindringliche Apologie der eigenen Leistung, sowie ein schonungsloses Charakterbild des Monarchen.[1] In diesem Dokument erklärt der Kardinal, alle inneren Hilfskräfte müßten zum Aufbau mobilisiert und organisiert werden. Frankreich habe sich an allen seinen Grenzen Ausfallstore zu

[1] Vgl. »Lettres, instructions diplomatiques et papiers d'état du Cardinal de Richelieu, recueillis et publiés par M. Avenel«, Paris, 1874, vom 13. 1. 1629, Bd. 3, S. 179 ff.

schaffen, um in alle Nachbarstaaten eindringen zu können mit dem einzigen Ziel, diese Nachbarn vor der spanischen Unterdrückung zu retten. Als erstes habe man eine starke Flotte zu bauen, zu Lande müsse man zur entscheidenden Militärmacht werden. Navarra und die Freigrafschaft, was streng geheim behandelt werden müsse, seien als künftiger französischer Besitz zu betrachten. Man habe sich in der Festung Metz festzusetzen. Man habe darnach zu streben, nach Straßburg vorzudringen, um das Einfallstor nach den deutschen Ländern zu besitzen. Hiezu sei viel Zeit erforderlich und ein gänzlich verdecktes Verhalten. Noch spricht er in diesem Dokument nicht von Lothringen. Lothringen besaß damals in Frankreich einflußreiche Vertreter seiner Dynastie, die der Königin-Mutter, die dem Vortrag beiwohnte, in jenem Jahre 1629, nahe standen: die Guisen. Aber die Absichten auf Lothringen wie auf die spanischen Niederlande sind schon voll vorhanden, und bereits zweieinhalb Jahre später lesen wir in einem Immediatbericht Richelieus an den König:[1]) »Was Lothringen anbetrifft, so ist vorerst das wichtigste, Verstecken zu spielen. Man muß den Lothringer überzeugen, daß man nichts gegen ihn vorhabe.« Und weiterhin: »Sobald die Holländer im Feld stehen (das heißt die spanischen Streitkräfte dadurch gebunden sind), muß man die Eroberung Lothringens mit 40000 Mann durchführen ... und in dem Augenblick handeln, in dem unser Vorgehen am wenigsten erwartet wird.«

Hauptsache bleibt: die Spanier militärisch, ohne Kriegserklärung ständig zu behelligen, dazu hat alles zu dienen, vor allem die Bedrängnis ihrer virtuellen Verbündeten, also des Kaisers, des habsburgischen Vetters in Wien, deshalb muß der große

[1] Vgl.: »Lettres, instructions du Cardinal de Richelieu, Ende März 1632, Bd. 4, S. 269 ff.

Krieg in Deutschland, der 1618 begonnen hat, immer aufs neue Brennstoff erhalten, deshalb unterstützt man Mansfeld wie Bernhard von Sachsen-Weimar, deshalb unternimmt man alles, um Maximilian von Bayern vom Kaiser zu trennen, um Brandenburg, später Sachsen zu gewinnen, man drängt die Dänen zum Eingreifen auf dem nördlichen Kriegsschauplatz und verspricht ihnen militärische Entlastung durch französische Demonstrationen auf der Rheinlinie, dasselbe unternimmt man nach der Niederlage der Dänen mit den Schweden, denen man zuerst ihre Angelegenheit mit Dänemark, Polen, auch schon mit Rußland diplomatisch regelt, um sie dann mit hohen Subsidien, ja mit Hilfstruppen zu versehen und ihnen für den Fall von Rückschlägen Waffenhilfe zu versprechen. Im Augenblick jedoch, wo die Schweden zu stark werden, wird man die Möglichkeit ihrer Preisgabe erwägen. Schon Jahre vor der zitierten großen Programmrede erfolgt Richelieus erste Intervention im Veltlin unter dem Vorwand der Hilfe an den Verbündeten: Graubünden. Richelieu hatte dieses Gebirgstal, Veltlin, von jeher als vitale Verbindungslinie zwischen den italienischen und den niederländisch-flandrischen Positionen Spaniens erkannt. Bereits 1624 sodann bezeichnete er die Festung Breisach am Rhein als Lebensnerv im spanischen System auf dem Weg von Italien nach Flandern, diesen Nerv wird er erst 1638 durch Bernhard von Weimar durchschneiden lassen. Breisachs Fall wird, wie er es selbst bezeugt, einen der hohen Glücksmomente seines Lebens bedeuten. Richelieu wird auch die Revolution in Katalonien stützen, wird die Unzufriedenheit in Neapel und in Lissabon schüren, den Widerstand der Generalstaaten begünstigt er ständig.
Was die französiche Beeinflussung des Verhältnisses von England zu Spanien anbetrifft, so gibt folgende originelle Instruk-

tion des Kardinals vom 28. August 1629 an seinen Botschafter in London Auskunft. Diese lautet:[1])

»Wichtig ist, daß der Friede zwischen Spanien und England nicht zustande kommt. Da nun die Engländer immer das Gegenteil von dem machen, was man von ihnen verlangt, so werden Sie, Herr Botschafter, meiner Ansicht nach gut daran tun, dem König von Großbritannien und seinen hauptsächlichen Ministern zu raten, den Krieg mit Spanien zu beenden, dies aber unter der einen Bedingung, daß die Pfalz an ihren legitimen Besitzer zurückgegeben wird ... Diese Bedingung werden die Spanier niemals annehmen, sie wird somit das Mittel sein, um diesen Friedensschluß, (den wir anraten) unmöglich zu machen, oder falls er doch zustandekommen sollte, so ist dafür gesorgt, daß er gleich wieder zerrissen wird.«

Richelieu arbeitet mit einem voll ausgebildeten Nachrichtendienst an allen Punkten der damaligen Welt. Seine Informatoren sind zugleich aktive Agenten seiner Politik. Durch ihre Vermittlung läßt er nicht nur alle Bestechlichkeiten ausnützen, sondern er versucht auch ausländische Einwirkungen auf die Person seines eigenen Souveräns zu provozieren, wenn er bei diesem selbst nicht zum Ziele kommt. So läßt er beispielsweise Wilhelm von Oranien wissen, er könne aus seiner (Richelieus) Privatschatulle zwei- bis dreihunderttausend livres erhalten, von denen die französische Finanzverwaltung nichts wisse. Er könne aber eineinhalb Millionen erhalten, wenn es ihm (dem Oranier) gelinge, den König von Frankreich zur Belagerung von Dünkirchen und Gravelingen zu veranlassen, wobei Oranien Flottenhilfe in Aussicht stellen müsse.[2]) Un-

[1] Vgl.: »Lettres, instructions«, Bd. 3, S. 420 ff. Brief an M. de Châteauneuf.
[2] Vgl.: »Lettres, instructions«, Bd. 6, S. 616 ff.: »Instruction particulière pour M. d'Estrades vom 22. 11. 1639.

zählige Beispiele dieser Art lassen sich aus dem erhaltenen schriftlichen Material anführen. Tag für Tag läßt sich die Methode einer nach außen wirkenden Psychologie, einer Menschenkunde und durchgebildeten Kunst der Menschenbehandlung lückenlos verfolgen. Man wird dabei die rationale Geistesarbeit, die Aufmerksamkeit auf die leisesten günstigen oder ungünstigen Voraussetzungen, eine ständige Analyse aller Gegebenheiten, von den militärischen Mitteln über Wirtschaftsfragen zur innern Opposition des anvisierten Staates zu allen in Betracht kommenden Individuen feststellen. Der Hauptfeind ist der Zufall, er muß, soweit dies menschenmöglich ist, ausgeschaltet werden. Die von Clausewitz geforderte Verbindung von Politik und Strategie ist erfüllt. Die Initiative gehört nur dem Leiter der Politik, seine Mitarbeiter müssen ausführende Organe, Experten, diplomatische, militärische, wirtschaftliche Spezialisten bleiben; beharrliche Leute sind vor allem erforderlich, denn zu ihnen, die nicht fragen warum, gehört die Gewalt der Methode, die sich selbsttätig auswirkt. Diese, die Beharrlichen, die Disziplinierten, können ihre Arbeit weitergeben, der Ungewöhnliche kann es nicht, er ist die Ausnahme. Richelieu weiß von sich, daß er die große Ausnahme ist. Im Dienst seiner politisch-strategischen Konzeption verlangt er blinden Gehorsam, praktisch läßt er dauernd Kriegsrecht walten, auch im Frieden. Wie sein Zeitgenosse Pascal, den er persönlich gekannt hat, treibt er Wahrscheinlichkeitsrechnung. Ein Soldat, der bei der Belagerung von La Rochelle dabei war, Renatus Cartesius, soll neun Jahre nach dem Fall der Hugenottenstadt, im Jahre 1637, seinen »Discours de la méthode« veröffentlichen.

Nach diesen, mehr als knappen, Andeutungen versuchen wir es kurz, Richelieu in einem entscheidenden Moment seines

Handelns deutlicher sichtbar zu machen. Wir stehen im Jahre 1630. Seit zwölf Jahren wütet der Dreißigjährige Krieg, in Regensburg ist der Kurfürstentag versammelt, und dieser Kurfürstentag wächst sich aus zu einem internationalen Kongreß. Es gibt kein Deutschland, es gibt deutsche Länder mit ausgeprägten Souveränitäten, über denen der mittelalterliche Kaisergedanke im Verblassen ist. Der hervorragendste unter den Unterhändlern des Kardinals ist sein Vertrauter, der Pater Joseph, der Kapuziner. Ihm ist der große diplomatische Könner, Léon de Brûlart, offiziell der Leiter der Mission, doch nur zugeordnet.

Die Instruktionen, die Richelieu seiner Delegation teils schriftlich, teils mündlich erteilt, lauten in vereinfachten, großen Zügen:[1]) Maximilian von Bayern und die deutsche katholische Liga müssen vom Kaiser getrennt werden, der Anspruch des Restitutionsediktes müsse aufrechterhalten werden. Das Restitutionsedikt wurde vom Kaiser nach seinem siegreichen Vordringen in Deutschland erlassen, um säkularisiertes Kirchengut wieder an die Kirche zurückzuführen. Die Durchführung dieses Ediktes war einer der Hauptgründe für die Verlängerung des Dreißigjährigen Krieges. Richelieu hat dieses Edikt befürwortet, um den protestantischen Ländern die Versöhnung mit dem Kaiser zu erschweren. Sodann dekretierte er, die Wahl von Kaiser Ferdinands Sohn zum römischen König habe man zu verhindern, Maximilians Kandidatur aber zu unterstützen, die Absetzung Wallensteins sei zu fördern, den Papst Urban VIII., den einstigen Nuntius in Paris müsse man von der Bedrohung des Kirchenstaates durch die Spanier und durch das Vordringen des Kaisers nach Mantua überzeugen.

Diese Programmpunkte werden zum großen Teil erreicht. Im

[1] Vgl. auch Instruktion vom 15. 1. 1630 an Marcheville, unterzeichnet von Ludwig XIII. und Bouthillier »Lettres, instructions«, Bd. 7, S. 642.

Reichslehen Mantua wird der französische Kandidat, der Herzog von Nevers, den Thron besteigen. Die Dauer der Verhandlungen dient dazu, die stark angeschlagenen Truppenbestände Frankreichs in Italien zu ergänzen. Eine neue Bedrohung der Kaiserlichen im Norden muß geschaffen werden, die französische Diplomatie verleiht Gustav Adolf die erwähnte Sicherheit in bezug auf seine Nachbarstaaten. Gustav Adolf bricht in Norddeutschland ein.

In jenem Zeitpunkt befindet sich Ludwig XIII. in Lyon, auf den Tod erkrankt. Er hat noch keinen Sohn, sein Bruder, der spanisch gesinnte Orléans sollte ihm nachfolgen, und dies würde Richelieus Ende bedeuten. Der sterbende Monarch wird von seiner Mutter gepflegt, er ist umgeben von Feinden des Kardinals. Richelieu bereitet sich schon darauf vor, nach dem päpstlichen Avignon zu fliehen.

Maria Medici sagte damals zu ihrem Sohn, dem König, alle Übel kämen von Richelieu her, die furchtbare Gefährdung aller Grenzen, der Parteihaß, die aus Wut und Angst gemischte Stimmung bei Hofe, die unerträglichen Beziehungen innerhalb der königlichen Familie. Man erklärt dem Monarchen: »Richelieu ist der Teufel, er hat den Konflikt mit Spanien und dem Reich nur heraufbeschworen, um sich unentbehrlich zu machen.« Und nun tritt der mit allen Mitteln gemiedene Zufall in Erscheinung zugunsten Richelieus. Ein innerer Abszeß des Königs bricht auf und die Genesung setzt ein. Noch ist Ludwig zu schwach, um Entscheidungen zu fällen. Am 13. Oktober bringt ein Eilkurier aus Regensburg die Nachricht, die französische Delegation habe in Anbetracht der beunruhigenden Informationen über die Gesundheit des Souveräns mit dem Kaiser einen allgemeinen Vergleich abgeschlossen und sie bitte um Ratifizierung.

Alles atmet auf. Man ist von einem Alpdruck befreit. Der Kapuziner hat die Gefahr erkannt, in der sein Meister, der Kardinal, schwebte. Er hat versucht, ihn zu retten.

Hier nun, mitten in der beispiellosen Lage macht Richelieu das Ausmaß seiner politischen Leidenschaft deutlich wie niemals zuvor: er zerreißt den Vertrag. Seine Delegation hat die Kompetenzen überschritten, erklärt er. Er fürchtet vor allem die schwedische Allianz, die vor Bärwalde noch im Werden ist, könnte ihm entgehen. Die Nichtratifizierung löst unsägliche Erbitterung aus. Von Stadt zu Stadt bis aufs flache Land, zu den verelendeten Schichten des Landvolkes wird das Wort getragen: »Der finstere Kardinal, des Königs böser Geist, will den Krieg«. In keinem Augenblick von Richelieus Laufbahn ist der Ton der Flugschriftenpresse von solcher Heftigkeit, sein Kopf wird verlangt, nicht nur in Spanien, auch im übrigen Ausland wird er als das böse Prinzip des Zeitalters hingestellt, von der infamen Lüge bis zum Giftmord gibt es keine Untat, die man ihm nicht zuschreibt. Aber der König, der schon die Sterbesakramente empfangen hatte, ist genesen, und nun erklärt er seine Solidarität mit der Politik seines ersten Dieners. Richelieu ist gerettet. Noch sind größte Widerstände nicht überwunden, der berühmte »Tag der Geprellten« wird Richelieu nochmals haarscharf an Sturz und Gericht heranführen, aber nochmals gewinnt seine Suggestivkraft den Monarchen, und sie wirkt bis zu dem extremen Vorgang der Verbannung der Königin-Mutter, der Mediceerin, vom Hofe zur endgültigen Flucht über die Grenzen.

Was Richelieu schafft, erreicht er als der bestgehaßte Mann unter nie aussetzender persönlicher Lebensgefahr und gegen eine nur durch ihre Vielfalt und Widersprüchlichkeit behinderte Gegnerschaft. Des Königs Bruder, Gaston von Orléans,

den er immer schonen muß, wirkt gegen ihn, beständig landesverräterisch, bei Spanien Rückhalt findend, sodann bis 1631 auch die immer wieder einflußreiche Königin-Mutter, die von seiner Gönnerin zu seiner heftigsten Feindin wird. Seine eigenen Ministerkollegen fallen ihm in den Arm, zu seinen Widersachern gehört ein großer Teil der hohen Geistlichkeit und neben den erwähnten Devoten eine aus humanistischen Ursprüngen herkommende friedliebende Elite. Den König selbst muß er in aufreibenden Einflußkämpfen mit ungeheurem Aufwand an Suggestivkräften immer wieder zurückgewinnen, um ihn ständig wieder an Günstlinge und ihre Einflüsterungen zu verlieren. Die meisten Betrachter und Begutachter von Richelieus Lebenslauf haben seinen endlichen Sieg seinen erstaunlichen Willenskräften zugeschrieben. Aber etwas anderes als dieser individuelle Wille ist vorhanden und entscheidend, es ist der tiefere Wille des Großteils der Nation, eben ihr ungeheures Begehren nach Schutz durch den starken Staat.

Und nun die Frage: Wozu das alles? Richelieu antwortet immerzu, um die Welt vor der spanischen Unterdrückung zu retten, das Land aus der mörderischen Umklammerung zu befreien, er wiederholt es unablässig in den stärksten Tönen.

Glaubt Richelieu selbst an die spanische Gefahr? Die Mehrheit unter seinen in Betracht fallenden Landsleuten tut es. Gerade weil ihnen die Bedrohung so groß erscheint, bekämpfen sie die Politik des Kardinals, die sie tollkühn und provokatorisch schelten. Sie fürchten sich. Die Tiefe aber des historischen Erlebens läßt sich an der erstaunlichen Dauer seiner Nachwirkung erkennen.

In einem Bericht an den Staatsrat im Jahre 1808 erklärte Napoleon I.:[1]) »Unter allen Staaten Europas gibt es keinen, des-

[1] Vgl. »Napoléon: Vues politiques«, Paris, 1939, S. 293.

sen Geschick mit größerer Notwendigkeit an das unsere gebunden ist, als Spanien. Eine enge Verbindung muß zwischen diesen beiden Nationen bestehen oder unversöhnliche Feindschaft muß sie trennen. Die blutigsten Seiten der Geschichte beweisen dies.« Zu Las Cases auf der Insel Helena spricht der Kaiser:[1]) »An Spanien bin ich zugrunde gegangen.«

Noch später, im Jahre 1822, konnte Chateaubriand in seinen Aufzeichnungen über den Kongreß von Verona schreiben[2]: »Spanien war seit der Mitte des 15. bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts die erste Macht Europas. Spanien und Portugal schenkten Europa ›die neue Welt‹ ... Alle christlichen Höfe richteten sich nach dem spanischen Vorbild. Spanien herrscht in den Niederlanden durch dynastischen Erbgang, in Italien und Portugal durch Eroberung, in Deutschland durch die habsburgischen Vettern seiner Könige und in Frankreich durch die Religions- und Bürgerkriege. Nach der Heirat Philipps II. mit Maria, der Tochter Heinrichs VIII., bedrohte Spanien die Engländer in ihrem Wesenskern. Ein französischer König war Spaniens Gefangener, spanische Soldaten besetzten Paris, spanische Sprache und spanischer Stil schenkten uns unsern Dichter Corneille. Dann aber brach Spanien zusammen, seine unüberwindliche Infanterie, die Tercios, wurden in Rocroi 1643, wenige Tage nach dem Tode Ludwigs XIII. vom Großen Condé besiegt. Aber Spanien hauchte seinen gewaltigen Geist nicht aus, bevor nicht Anna von Österreich, Ludwigs XIII. Gattin, ihrem Sohne, Ludwig XIV., das Leben geschenkt hatte; mit Ludwig XIV. jedoch bestieg Spanien den französischen Thron.«

[1] Vgl. ebendort, S. 294. (Las Cases, geb. 1766, gest. 1842 wurde von Napoleon I. 1809 zum Kammerherrn ernannt, weilte von 1815–1816 bei dem Kaiser auf St. Helena, wo ihm dieser einen Teil seiner Memoiren diktierte.)

[2] Vgl. »Oeuvres de Chateaubriand«, Paris, 1858, Bd. 19, S. 3 f.

Eine folgenschwere Nachwirkung endlich: Mittwoch, den 6. Juli 1870 erklärte der Außenminister Napoleons III., der Herzog von Gramont, vor der Legislative auf ausdrücklichen Wunsch des Kaisers[1]:

»Wir glauben nicht, der Respekt vor den Rechten eines Nachbarvolkes zwinge uns dazu es zu dulden, daß eine fremde Macht zu unsern Ungunsten, indem sie einen ihrer Fürsten auf den Thron Karls V. setzt, das europäische Gleichgewicht stört und die Interessen und die Ehre Frankreichs gefährdet. Wie wir zuversichtlich hoffen, wird dies nicht eintreten, wir zählen dabei auf die Vernunft der Deutschen und auf die Freundschaft des spanischen Volkes. Sollte es sich anders verhalten, so würden wir, meine Herren Abgeordneten, im Vertrauen auf Ihre Unterstützung und die Solidarität der Nation unsere Pflicht ohne Zögern und ohne Schwäche erfüllen.«

Die unter der spanischen Krone vereinigte Ländermasse erscheint in der Tat erdrückend, aber ist dieser Aspekt nicht trügerisch? Frankreich ist schon während der Auseinandersetzung zwischen Karl V. und Franz I., trotz all seiner innern Spannungen, ein homogener Block. Es ist bei weitem das volkreichste Land Europas. Zu Frankreich liegen alle spanischen Länder peripher. Die Einkreisung Frankreichs durch Spanien ist die Einkreisung des Starken durch den Schwachen, wie gesagt: nur der französische Bürgerkrieg läßt Spanien bedrohlich werden.

Dennoch, Richelieu appelliert bis zu seinem Tod an die spanische Gefahr, er appelliert zudem an eine neue Vorstellung, die an die alte, der »gesta Dei per Francos« anknüpft. Er

[1] »Journal officiel de l'empire français«, 7 juillet 1870, »supplément no. 1189 – Corps législatif – Session ordinaire de 1870 – Séance du mercredi 6 juillet 1870.«

appelliert an die französische Sendung, an ein Sendungsbewußtsein so vieler seiner französischen Zeitgenossen.

Schon am 15. Dezember 1625 erhielt er einen Brief von Jean-Louis Guez de Balzac, einem der Hauptschöpfer des rhetorischen Prosastils, dem an der Vatikanischen Diplomatie geschulten bedeutenden politischen Publizisten. In diesem Briefe steht[1]:

»Noch bei Ihren Lebzeiten, Eminenz, werden die unterdrückten Völker vom Ende der Welt kommen, um den Schutz der französischen Krone zu suchen. Die Spanier werden aufhören, Eroberer und Bedrücker zu sein, und wir werden dastehen als die Befreier der ganzen Erde.«

Aber nun ein letztes Mal. Was hält Richelieu, wenn er mit sich allein oder mit einem ganz vertrauten Agenten spricht, von der spanischen Gefahr? Seinem Vertreter in Madrid schreibt er[2]:

»Die Kräfte Spaniens sind zerstreut in voneinander weit entfernte Provinzen. Spanien ist nirgends in der Lage, auf die Dauer einer kompakten Macht wie Frankreich zu widerstehen, und ein allgemeiner Krieg könnte sich letzten Endes nur unheilvoll für die iberischen Nachbarn auswirken.«

Solche Geheimnisse lüftet Richelieu nur in ganz seltenen Fällen, vielleicht nur, wenn er damit eine konkrete Wirkung auf den außenpolitischen Gegner ausüben will.

Seine persönlichen Feinde aber, unter diesen die beiden Marillacs, der Großsiegelbewahrer und der Marschall, fragen, wenn die spanische Gefahr für ihn nur ein Vorwand ist, der ganze Zustand tiefen Unbehagens, des Schreckens im fran-

[1] »Les lettres diverses de Monsieur de Balzac«, Paris, 1663, S. 21.

[2] Verbalnote, die dem spanischen Staatssekretär Andres de Rozas am 6. 1. 1632 durch den französischen Botschaftssekretär vorgelesen wurde, vgl. P. Henrard: »Marie de Médicis dans les Pays-Bas, 1631–1638«, S. 175 f.

zösischen Volk zu entscheidenden Teilen nur die Folge der Propaganda, die von Richelieu ausgeht, was sollen dann die furchtbaren Mittel des verdeckten Krieges, die darin bestehen, jede vorhandene Wunde beim Gegner zum Schwären zu bringen, jeden Gegensatz zu verschärfen, jede Unzufriedenheit zu schüren und immer neue Spannungen zu schaffen, was alles schließlich dann doch zu einem endlosen heißen Krieg führen muß? Beide Marillacs werden solche Fragen büßen müssen, der Großsiegelbewahrer im Kerker, der Marschall auf dem Schafott. Aber das spanische Problem, das für Richelieu das europäische Problem schlechthin ist, stellt sich ihm in viel komplexerer Weise als seine zeitgenössischen und viele seiner spätern Kritiker es erkennen können. Natürlich weiß er genau um die Schwächen seines Gegenspielers Olivares in Madrid, er weiß aber auch, daß das spanische System in Mitteleuropa, vor allem wegen des Kaisergedankens, potentiell über Kräfte verfügen könnte, die unheimlich und schwer bemeßbar sind. Dies erklärt Richelieus mitteleuropäische Politik. Dort handelt es sich um etwas Inkommensurables, seinem cartesischen Geist nicht leicht Faßliches. Deutschland als ein Ganzes sah er nicht, dies anzunehmen wäre ein Anachronismus. Erst Napoleon I. wird das Problem überblicken. Er sagt[1]:

»Angesichts der deutschen Masse mußte ich langsam vorgehen, ich hatte nur versucht, ihre ungeheuerliche Komplikation etwas zu vereinfachen; nicht etwa, daß sie für den Zentralisationsprozeß nicht schon vorbereitet gewesen wäre, sie war es nur allzusehr, im Gegenteil, sie hätte ihren Zusammenschluß blindlings gegen uns durchführen können, bevor sie noch gelernt hätte, uns zu verstehen.«

Richelieu dagegen denkt in keinem Augenblick daran, die

[1] Vgl. »Napoléon: Vues politiques«, Paris, 1939, S. 278.

deutschen Verhältnisse zu vereinfachen; die Libertäten, die er im eigenen Land aufhebt, verteidigt er innerhalb des deutschen Raums, aber immer nur im Hinblick auf die habsburgische Hegemonie durch die Achse: Wien–Madrid.
Im Jahre 1610 umfaßte das französische Territorium: 443659 km², im Todesjahr des Kardinals: 460000 km². Ludwig XIII. hat seine Herrschaft ohne organisierte Landstreitkräfte und ohne Flotte begonnen, sein Sohn, Ludwig XIV., aber verfügte über ein stehendes Heer von 400000 Mann und über eine Flotte von hundert Einheiten. 1648 war Frankreich der Schiedsrichter Europas, seine absolute Monarchie verkörperte das staatliche Prinzip, dem der Kardinal gedient hatte. Dann aber übermächtig geworden rief sie automatisch den Koalitionen. Der Westfälische Friede ist zweifellos Richelieus Verdienst, ist die Krönung seines Werks; sein Nachfolger, den er sich aus der päpstlichen Diplomatie geholt hatte, Mazarin, hat mit einem noch kaum gewürdigten europäischen Sinn die Voraussetzung, die Richelieu machtmäßig geschaffen hatte, dazu benützt, um einen Friedensschluß durchzuführen, in dem das Völkerrecht sich verwirklichte und ein europäisches Gleichgewicht im Sinne der Konzeption zu schaffen, die Mazarins Landsmann Rucellai einst für Italien vorgeschwebt hatte. Der Friede von Münster hat im Lauf der Jahrhunderte gegensätzliche Beurteilung gefunden. In den deutschen Ländern löste das Friedenswerk tiefe Freude aus, diese Freude hat lange nachgewirkt. Noch 1748, bei der Jahrhundertfeier des großen Ereignisses, dichtete Justus Möser:

O Tag, o größter unserer Tage!
Du schufst die Gleichheit jener Waage,
die Reiche gegen Reiche wiegt.

Aus dem Zustand, den man damals in dieser Weise beurteilte, ging das große deutsche Jahrhundert von 1750 bis 1850 hervor. Später veränderte sich die Perspektive, und nach Bismarcks Reichsgründung wurde das Urteil im wesentlichen kritisch bis zur Verzerrung in den vergangenen dreißiger Jahren, als Adolf Hitler erklärte, das Ziel seines Krieges sei die Zerstörung des französischen Systems von 1648. Aber nach 1945 haben wir alle wieder verstanden, weshalb dieses Friedenswerk aus der größten Zeit der Diplomatie während zweihundert Jahren von den Deutschen gefeiert wurde.

Richelieu ist bei seinen Lebzeiten der Methoden wegen gehaßt und verurteilt worden, die er zur Erreichung seiner Ziele angewandt hat. Am 16. Juli 1866 aber publizierte der hellsichtige Karl Hillebrand im »Journal des Débats« einen Artikel über Bismarck. Dort ist zu lesen[1]:

»Jedenfalls überstieg der Haß, den sich Graf Bismarck zugezogen hat, das übliche Maß der staatsmännischen Unbeliebtheit«, und weiterhin: »Aber Richelieu, Cromwell, Friedrich der Große und Cavour werden als Wohltäter von vier mächtigen Nationen und beinahe als Schöpfer von vier Großmächten angesehen.«

Der Begriff »Großmacht« hat sich inzwischen verschoben. Gehört die Leistung der hier in einem Satz zusammengefaßten Staatsmänner der Vergangenheit an? Ist der Typus historisch geworden, haben sie eine Reihe abgeschlossen?

Was Richelieu mit seinen Methoden durchführte: die staatliche Zentralisation entspricht seit Bodin dem Gedankengut der bedeutendsten politischen und wirtschaftspolitischen Autoren seines Zeitalters, den Männern, mit denen sich die vieles umfassenden Studien Meineckes auseinandersetzen. Be-

[1] Vgl. Karl Hillebrand: »Unbekannte Essays«, Bern, 1955.

merkenswert ist, daß auch Richelieus hauptsächliche Gegner und seine wichtigsten Verbündeten, sowohl der Herzog von Olivares und Wallenstein als Gustav Adolf, auf den Einheitsstaat hinwirkten. Richelieu war der Erfolg beschieden, Olivares erlag seinem überlegenen Gegner wie auch den ständischen Gegenkräften des spanischen Systems, den unbewältigten wirtschaftlichen Faktoren des Kolonialreiches, Gustav Adolf und Wallenstein enthob der Tod jedes weiteren Auftrages.

Im großen ganzen hat Richelieu das Gelingen seines Werkes im Urteil der Nachwelt den Freispruch gebracht. Zudem gehört es zu den hohen Eigenschaften der Franzosen, daß sie aus veränderten Perspektiven ihre großen Männer nicht preisgeben, sondern sie innerhalb ihrer Zeitgegebenheit beurteilen. Immer wieder aber, auch von den Späteren, ist die Frage gestellt worden: wie steht es mit dem Gewissen dieses Kirchenfürsten? Er hat wiederholt versucht, auf diese Frage zu antworten. So sagte er zu seinem Souverän[1]:

»Etwas anderes sind die Sünden, die die Könige begehen und die Sünden, die sie sich als Menschen zuschulden kommen lassen. Gott wollte die Rache nicht in die Hände des einzelnen Menschen legen, denn das Heil des Einzelnen erfüllt sich in der andern Welt und über die Beleidigungen, die wir hier erfahren, richtet Gott in seiner Ewigkeit.«

Und nun folgt die zentrale Feststellung: »Der Staat jedoch besitzt kein Sein außerhalb dieser irdischen Welt. Sein Heil ist ausschließlich gegenwärtig oder es ist nicht. Deshalb können die zum Bestehen des Staates notwendigen Strafen nie vertagt werden, man muß sie augenblicklich vollstrecken.«

In diesen Feststellungen erreicht die doppelte Moral des Staats-

[1] Bericht Richelieus vom 13. 1. 1629 (vgl. Fußnote S. 4).

mannes ihren Höhepunkt, hier erfolgt ihre Spaltung. Was von dieser Dreiheit: Nation, Staat, Macht, ausgeht, hat uns Machiavell beschrieben. Karl Marx hat es unternommen, den hier zu Grunde liegenden Begriff vom Staat aufzuheben. – Zu welchem Ende hin? Welchem Geschlecht werden kommende Generationen einst zubilligen dürfen, daß es ihm gelungen sei, die weltlichen Geschäfte ohne die Trennung zwischen Staatsmoral und persönlicher Moral zu betreiben. Ist dies ein allzu vernunftmäßiger Anspruch? Stehen die dunkeln naturhaften Kräfte geschichtlicher Begebenheit außerhalb der rationalen Gesetze?

Was jenen fernen Kardinal anbetrifft, so haben einige Personen, die in seiner Sterbestunde anwesend waren, ausgesagt, der Priester, der ihm beistand, habe ihn angeblich gefragt, ob er seinen Feinden verziehen habe, und er soll geantwortet haben: »Ich habe keine anderen Feinde gekannt als die Feinde des Staates.«

DES ORDENS-KANZLERS
SCHLUSSWORTE
PROF. DR. KAUFMANN
AM 5. JUNI 1962

Meine Damen und Herren, Ihr Beifall bezeugt, daß wir allen Rednern der heutigen Tagung von Herzen dankbar sind. Ich schließe die Sitzung.

ÖFFENTLICHE SITZUNG DES ORDENSKAPITELS

25. NOVEMBER 1962

REDEN UND GEDENKWORTE

BEGRÜSSUNGSWORTE
DES ORDENS-KANZLERS
PROFESSOR DR. KAUFMANN

Unser erster Dank und Gruß gilt dem Herrn Bundesratspräsidenten, der nach dem Grundgesetz den Herrn Bundespräsidenten vertritt. Ich weiß, daß er ein wissenschaftlicher Mensch ist, d. h., daß er sich den Wissenschaften innerlich verbunden und ihnen verpflichtet fühlt. So möchte ich annehmen, daß es für ihn eine besondere Genugtuung und eine besondere Freude ist, wenn er heute den Herrn Bundespräsidenten in seiner Funktion als Protektor unseres Ordens vertritt.

Ich möchte den Herrn Bundesratspräsidenten bitten, mir zu gestatten, nunmehr zweier Abwesender zu gedenken. Das ist zunächst der Herr Bundespräsident selbst, der sehr betrübt ist, daß er bei dieser Tagung – der ersten Tagung, bei der er nicht anwesend ist – und nun gar bei der Jubiläumstagung in Berlin –, nicht anwesend sein kann. Wir haben ihm heute morgen aus der Kapitelsitzung ein Telegramm mit dem Ausdruck unseres Gedenkens und unserer herzlichen Ergebenheit gesandt.

Sodann haben wir des Herrn Altbundespräsidenten Theodor Heuss zu gedenken, des Erneuerers unseres Ordens, seines ersten Protektors und jetzt seines ständigen Ratgebers und Ehrengastes im Kapitel. Auch er war sehr betrübt, als die Ärzte ihm dringend verboten, an unserer Berliner Tagung teilzunehmen. Auch ihm haben wir heute vormittag ein Telegramm gesandt. Er war um so trauriger, als er zugesagt hatte, Gedenkworte auf seinen Landsmann und seit vielen Jahrzehnten befreundeten Her-

mann Hesse zu sprechen. Er hat aber im Krankenhaus eine kurze Gedenkrede niedergeschrieben. Es war nicht ganz leicht, jemand zu finden, der sie in seiner Art und in seinem Geist wirkungsvoll verlesen könnte. Wir sind Herrn Gerhard Marcks herzlich dankbar dafür, daß er diese Aufgabe übernommen hat; und wer könnte auch mehr zu dieser Aufgabe berufen sein als er, der eine so eindrucksvolle Büste von Theodor Heuss geschaffen hat.

Unser zweiter Gruß unter den Anwesenden gilt dem Herrn Regierenden Bürgermeister, der mit viel Liebe, mit Verständnis und Sorgfalt unsere Tagung vorbereitet, der uns auch diesen schönen, der Stadt gehörenden Saal zur Verfügung gestellt und der mit vielen Freundlichkeiten im einzelnen sein Interesse bewiesen hat.

Der Herr Regierende Bürgermeister möge mir gestatten, heute auch seiner verstorbenen Vorgänger im Amt zu gedenken. Es ist uns eine Freude und Ehre, daß Frau Reuter und Frau Suhr anwesend sind. Ich darf Sie sehr herzlich begrüßen.

Wir hätten auch gern den sonst bei unseren Tagungen anwesenden Herrn Bundestagspräsidenten begrüßt; aber leider hatte weder er noch einer der Vizepräsidenten die Möglichkeit herzukommen. Statt dessen darf ich den letzten wirklichen Reichstagspräsidenten, Herrn Paul Löbe als eine historische Figur aus dem deutschen Staats- und Verfassungsleben hier herzlich begrüßen.

Unser Gruß und Dank für ihr Erscheinen gilt sodann den Vertretern der Stadtkommandanten, des Diplomatischen und Konsularischen Korps, dem Herrn Bundesminister für gesamtdeutsche Fragen, den Senatoren von Berlin, dem Bevollmächtigten der Bundesregierung in Berlin, den Vertretern der christlichen Kirchen, Präses Scharf und Prälaten Hendly, dem Präsidenten des Zentralrates der Juden in Deutschland, Herrn Galinski,

gilt weiter ihren Magnifizenzen den Rektoren der beiden Universitäten im freien Berlin, gilt endlich den Kommilitonen und Kommilitoninnen, die wegen Platzmangels leider nicht in so großer Anzahl, wie an sich wünschenswert gewesen wäre, haben erscheinen können.
Ihnen allen, meine sehr verehrten Damen und Herren, herzlichen Dank dafür, daß Sie gekommen sind; Ihre Anwesenheit bestätigt unsere Erwartung, daß die Berliner unserer Veranstaltung Interesse und Verständnis entgegenbringen würden.

Wir wollen zunächst der Verstorbenen der letzten Monate gedenken: Theodor Litt, Hermann Hesse, Rudolf Alexander Schröder, Max Hartmann und Niels Bohr (die Anwesenden haben sich von ihren Sitzen erhoben). Ich danke Ihnen.

Wenn ich nunmehr dazu übergehe, uns Ihnen vorzustellen, so darf ich mit zwei historischen Zitaten beginnen, die etwa die Linie aufzeigen, in die wir uns eingereiht fühlen. Im Jahre 1810 bat der Freiherr von Stein Barthold Georg Niebuhr, damals Leiter der Königlich-Dänischen Staatsbank in Kopenhagen, nach Berlin zu kommen, um bei der Reform der Preußischen Staatsbank und Seehandlung mitzuwirken. Nachdem Niebuhr vier Jahre hier tätig war, schrieb er im Jahre 1814 folgendes nieder: »Preußen ist kein abgeschlossenes Land; es ist das Vaterland eines jeden Deutschen, der sich in den Wissenschaften, in den Waffen und in der Verwaltung auszeichnet.« Wir haben es hier nicht mit dem Preußen der Staatsmänner und Militärs zu tun, sondern mit dem leider nicht immer genug bekannten Preußen der Wissenschaften. Weisen die Worte Niebuhrs nicht bereits auf die Rolle hin, die Preußen beschieden war, bei der Einigung Deutschlands zu spielen?

Nun noch ein Wort aus dem Jahre 1818. In diesem Jahre kam Hegel, ein Süddeutscher, über Tübingen, Frankfurt und Bern, Jena, Bamberg, Heidelberg an die Universität Berlin. In der Vorlesung, mit der er sich den Studierenden Berlins vorstellte, sprach er von dem preußischen Staat, »der mich nun aufgenommen hat, welcher durch das geistige Übergewicht sich zu seinem Gewicht in der Wirklichkeit und im Politischen hervorgehoben, sich an Macht und Selbständigkeit solchen Staaten gleichgestellt hat, welche ihm an äußeren Mitteln überlegen gewesen wären. Hier ist die Bildung und die Blüte der Wissenschaften eines der wesentlichsten Momente des Staatslebens selbst«. Ist es nicht auch bei diesen Sätzen so, daß sich im Geistigen etwas abzeichnet, was später im Politischen Wirklichkeit werden sollte? Ist es nicht auch hier so, daß das Geistige dem Politischen vorangeht und ihm die Legitimation seiner Existenz gibt?

In diese von Niebuhr und Hegel angedeutete Linie der preußischen und deutschen Geschichte gehört auch die Stiftung unseres Ordens durch Friedrich Wilhelm IV. Wie Wilhelm von Humboldt in die Gründungsgeschichte der Universität Berlin gehört, so Alexander von Humboldt in die unseres Ordens, dessen erster Kanzler er war. Das war im Jahre 1842, also vor 120 Jahren, sechs Jahre vor der deutschen Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche. Der Orden war zwar eine Königlich Preußische Einrichtung, aber von Anfang an als eine gesamtdeutsche Einrichtung gedacht: die Mitgliedschaft sollte verliehen werden Männern »deutscher Nationalität«; es ist die Zeit des Deutschen Bundes. Von den im Jahre 1842 ernannten dreißig Mitgliedern waren, soweit ich übersehen kann, gut die Hälfte nicht preußischer Abstammung.

In der Stiftungsurkunde vom 31. Mai 1842 knüpfte Friedrich

Wilhelm IV. an den von Friedrich dem Großen gestifteten Orden Pour le mérite an, dem er eine Friedensklasse für Verdienste um die Wissenschaften und Künste hinzufügen wollte. Wir haben es auch hier nicht mit Friedrich dem Großen als Staatsmann und Feldherrn zu tun; er war auch le roi philosophe, der Philosoph von Sanssouci, dem schönen Sanssouci, das nach seinen Ideen geschaffen wurde. Friedrich der Große war nicht nur formell Mitglied der Akademie der Wissenschaften; er war ihr häufiger Gast und hat dort auch selbst Vorträge gehalten. Der Philosoph von Sanssouci hat sich gern mit Mark Aurel verglichen. Natürlich gehört er nicht in die Reihe der großen schöpferischen Philosophen; aber was er als Philosoph geleistet hat, war nicht ohne Bedeutung. Wir haben zwei interessante Bücher über Friedrich als Philosophen, ein älteres von Eduard Zeller, Professor der Philosophie in Heidelberg und dann in Berlin, auch Mitglied unseres Ordens, und ein neueres, auch von einem unserer Mitglieder, von Eduard Spranger. Lassen Sie mich erwähnen, daß die Preußische Akademie der Wissenschaften von dem ersten preußischen König als erste Akademie der Wissenschaften in deutschen Landen gegründet wurde auf Grund von einer Anregung von Leibniz, der dann auch ihr erster Präsident war. Und wenn auch der Pour le mérite Orden Friedrichs des Großen im wesentlichen für hohe preußische Offiziere und Staatsmänner gedacht war, so hat er ihn auch an Maupertuis, den von ihm ernannten Präsidenten der Preußischen Akademie der Wissenschaften, und schließlich auch an Voltaire verliehen.

Als Königlich-Preußischer Orden wurde der Orden Pour le mérite von dem König verliehen. Aber, und das ist das Einzigartige dieses Ordens: es war ein Vorschlagsrecht der Ritter für seine Verleihung vorgesehen. Daß dies Vorschlagsrecht

nicht bloß formeller Natur, sondern von entscheidender Bedeutung war, ist daraus zu ersehen, daß er hervorragenden Gelehrten der verschiedensten politischen Richtungen verliehen wurde, so Ficker neben Sybel, Macaulay neben Carlyle, ja auch Gelehrten, die der politischen Opposition angehörten, so Virchow, Mommsen und Gustav Freytag.

Ein sorgfältiges Studium der Liste der Mitglieder von 1842 bis 1918 möchte ich vor allem Ihnen, liebe Kommilitoninnen und Kommilitonen, empfehlen. Sie sind geneigt, das 19. Jahrhundert nur mit Ablehnung zu betrachten, wie meine Generation geneigt war, das 18. Jahrhundert zu betrachten. Erst allmählich habe ich gelernt, meinen Irrtum zu korrigieren; so bitte ich Sie, das 19. Jahrhundert, sogar die sogenannte Wilhelminische Aera, auch einmal von einer anderen Seite zu sehen. Blättern Sie in dem Verzeichnis der Ritter des Ordens der ersten 75 Jahre, dann werden Sie sehen, daß dies 19. Jahrhundert nicht nur ein großes Jahrhundert der Wirtschaft, der Technik und der Naturwissenschaften war, sondern vor allem auch ein großes Jahrhundert der Geisteswissenschaften. Ich glaube, nicht einem falschen Nationalismus zu verfallen, wenn ich sage, daß die Blüte der deutschen Geisteswissenschaften im 19. Jahrhundert ein einzigartiger Beitrag Deutschlands zur europäischen Geistesgeschichte war.

Dann kam das Jahr 1918 und mit ihm der Wegfall der Monarchie. So erhob sich die Frage, was aus dem Königlich-Preußischen Orden werden sollte. Es war Adolf von Harnack, der mit seiner Verwurzelung in der deutschen geistigen Tradition auf der einen Seite, mit seinem offenen Blick und seinem Verständnis für die neue Zeit auf der anderen Seite und, fügen wir hinzu, mit seinem großen diplomatischen Geschick, den Orden rettete. Im Jahre 1922, also jetzt vor 40 Jahren, nahm

der Orden den Charakter einer freien sich selbst ergänzenden Gemeinschaft von Gelehrten und Künstlern an. Harnack hat erreicht, daß unter der Weimarer Republik, in der Orden verfassungsmäßig verboten waren, der Orden als neu konstituierte freie Gemeinschaft von Wissenschaftlern und Künstlern das Recht behielt, das Ordenszeichen in seiner traditionellen historischen Form zu tragen. Hierfür war die Genehmigung des preußischen Staatsministeriums erforderlich, dem die Entscheidung wohl nicht ganz leicht gefallen sein mag; die Genehmigung wurde erst nach zwei Jahren im Jahre 1924 erteilt.

Dann meine Damen und Herren, kam das Jahr 1933. Der Orden Friedrichs des Großen, Friedrich Wilhelms IV. und seine alte Tradition entsprachen nicht den Gedanken des Diktators, so sehr er auch diesem Preußen in Potsdam eine formale Huldigung zuteil werden ließ. Wie konnte er auch einen Orden dulden, dessen Vizekanzler Max Liebermann war, zu dem Albert Einstein gehörte und der im Jahre 1933 noch vor Toresschluß Ernst Barlach gewählt hatte. Adolf Hitler hat freilich dem radikalen Drängen derjenigen, die ihn ganz verboten zu sehen wünschten, nicht Folge geleistet; er hat nur Neuwahlen verboten, um ihn langsam aber sicher aussterben zu lassen. Es wäre auch beinahe dazu gekommen; der Orden hatte schließlich nur noch drei Mitglieder.

Dann aber kam dem Orden ein zweiter Retter, Theodor Heuss, ein Süddeutscher, der ein lebendiges Gefühl für die gesamtdeutsche preußische geistige Tradition hatte. Es war wieder wohl nur einem Theodor Heuss möglich, dem fast entschlafenen Orden neues Leben zu geben. Er hat – echt Heussisch – die überlebenden Mitglieder »gebeten«, ihn zu »bitten«, den Orden wieder zu beleben. Unter seiner Ägide haben wir uns 1952, vor nun zehn Jahren, »als eine freie sich selbst ergänzende Vereini-

gung von Gelehrten und Künstlern« – wie es in der Präambel unserer Satzung heißt – »neu bestätigt«. Freilich nicht als preußischen Orden mit gesamtdeutscher Intention, sondern nun auch formell als deutschen Orden. Die Insignien gehören nicht mehr dem aufgelösten preußischen Staate; sie sind, wie es in der Satzung heißt, »bis zur Neuordnung Deutschlands Eigentum der Bundesrepublik Deutschland«. Es lag im Sinne dieser Umwandlung des Ordens, daß das Kapitel den Bundespräsidenten der Bundesrepublik Deutschland bat, das Protektorat des Ordens zu übernehmen, eine Bitte, der der Herr Bundespräsident entsprochen hat. So wurde es auch möglich, die alte Tradition, nach der auch Ausländer in den Orden gewählt werden können, wieder aufzunehmen. Es ist uns eine besondere Freude, zwei unserer ausländischen Mitglieder, Professor Geijl aus Utrecht und Professor Ganshof aus Brüssel, heute hier begrüßen zu können. Wir tragen als Zeichen unserer Zugehörigkeit zu dem Orden die Insignien des vor 120 Jahren gestifteten Ordens in seiner historischen Form und fühlen uns seiner Tradition verpflichtet. Um unserem Rechte, das alte Ordenszeichen zu tragen, und um der Umwandlung in einen deutschen Orden die rechte Form zu geben, ist Wert darauf gelegt worden, daß die neue Satzung von dem Herrn Bundespräsidenten unter Gegenzeichnung des Herrn Bundeskanzlers und des Herrn Bundesministers des Innern genehmigt wurde.

Meine Damen und Herren, diese Erwähnung gibt mir Veranlassung, nun das Telegramm des Herrn Bundeskanzlers zu verlesen, das zu meiner freudigen Überraschung gestern eingegangen ist:

Dem Orden Pour le mérite für Wissenschaften und Künste sende ich zur Feier seiner Stiftung vor 120 Jahren in Berlin herzliche Glückwün-

sche und Grüße. Mit dankbarer Anerkennung gedenkt die Bundesregierung am heutigen Tage der Verdienste dieser Vereinigung für das kulturelle Leben und für das Ansehen, das Deutschland in der Welt erworben hat.

Adenauer
Bundeskanzler

Über das, was diesen Orden besonders mit Berlin verbindet, läßt sich nicht mit wenigen Worten sprechen. Gestatten Sie mir wenigstens einige Andeutungen. Viele Denkmäler von Mitgliedern des Ordens stehen in dieser Stadt. Ich will nur Humboldt, Treitschke, Helmholtz erwähnen. Auch zahlreiche Denkmäler und Bauwerke, die von unseren Mitgliedern geschaffen wurden, stehen in Berlin. Denken Sie etwa an das Friedrichs-Denkmal von Rauch vor dem alten Kaiserlichen Palais mit der bekannten schönen Figur von Kant. Denken Sie an die Amazone von Tuaillon und so manches andere Werk. Wenn man an Berlin als Musikstadt denkt, ist es hier nicht möglich, alle die Musiker aufzuzählen, die dem Orden angehörten und in Berlin wirkten: zu den 1842 gewählten Mitgliedern gehörten Mendelssohn-Bartholdy und Meyerbeer bis zu dem jüngst verstorbenen Wilhelm Furtwängler. Ich kann aus der Fülle von Gelehrten der Natur- und Geisteswissenschaften, die Mitglieder des Ordens waren, keine einzelnen Namen nennen; ich will nur unseres allverehrten Meisters Friedrich Meinecke gedenken und seine anwesende Witwe, Frau Antonie Meinecke, mit besonderer Herzlichkeit begrüßen. Wieviel Straßen gibt es in Berlin, die Namen von Mitgliedern des Ordens tragen; bei einem flüchtigen Überblick habe ich über 40 gezählt. Von den augenblicklichen Mitgliedern – nachdem heute vormittag Herr Adolf Butenandt als neues Mitglied gewählt worden ist, sind es 28 – sind mindestens sechs Berliner Kinder; ein großer Teil der anderen

Mitglieder hat seine Bildung in Berlin erfahren, und viele sind in Berlin wissenschaftlich forschend oder an der Universität lehrend tätig gewesen.

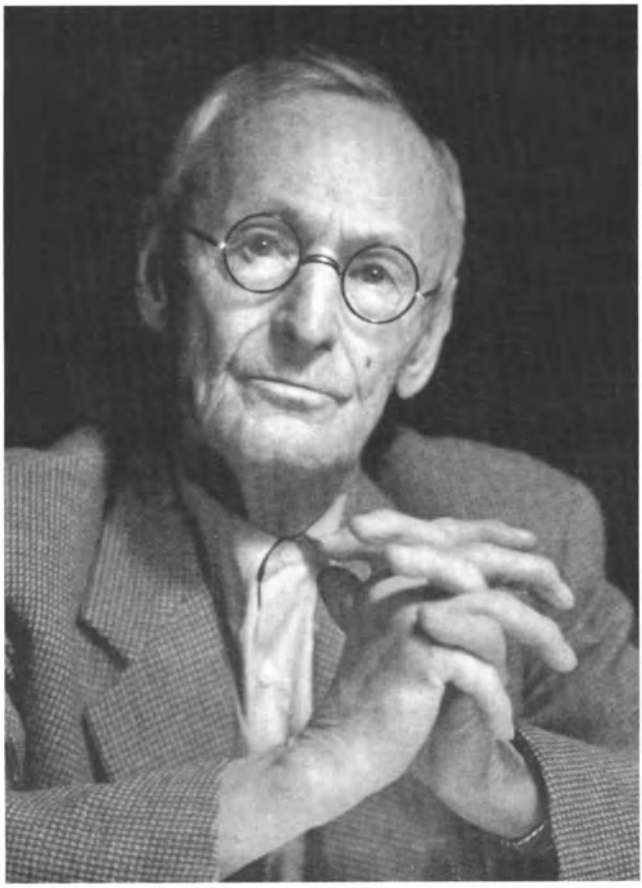
Aber meine Damen und Herren, ich habe Ihre Zeit und Geduld schon zu lange in Anspruch genommen; ich muß schließen, um die Hauptredner zum Worte kommen zu lassen.

Nach dem, was ich Ihnen vortragen durfte, werden Sie verstehen, daß es uns ein Bedürfnis war, durch diese Tagung, 120 Jahre nach seiner Gründung, 40 Jahre nach seiner ersten und 10 Jahre nach seiner zweiten Rettung, Zeugnis abzulegen von unserer geistigen Verbundenheit mit Berlin und zugleich Berlin die ihm gebührende Ehre zu erweisen.

Als erster wird Herr Gerhard Marcks zu Ihnen sprechen, er wird, wie ich sagte, die kurze Gedenkrede auf Hermann Hesse von Theodor Heuss verlesen. Dann wird Herr von Weizsäcker die Gedenkrede auf den verstorbenen amerikanischen Physiker Compton halten, und da Niels Bohr erst vor wenigen Tagen verstorben ist, wird er damit Gedenkworte auf diesen anderen großen Physiker verbinden. Was er über Niels Bohr zu sagen hat, kommt so aus seinem Herzen, daß er hierfür keiner besonderen Vorbereitung bedurfte. Nach Herrn von Weizsäcker wird Herr Werner Bergengruen über Rudolf Alexander Schröder sprechen; und endlich wird Herr Percy Ernst Schramm den wissenschaftlichen Vortrag des heutigen Abends halten. Ich darf die Herren bitten, ohne besonderen Aufruf dies Katheder zu ihrem Vortrage zu besteigen.

HERMANN HESSE

2. 7. 1877 bis 9. 8. 1962



H Hesse

Gedenkworte für

HERMANN HESSE

von

Theodor Heuss

gesprochen von Gerhard Marcks

Es war mir eine wehmütige Pflicht der Verehrung und der Freundschaft, dem Kanzler dieses Ordens, dessen historische Würde der Verstorbene zu schätzen wußte, anzubieten, heute einige Worte des Nachrufs zu sprechen. Kurz nach Hesse war Rudolf Alexander Schröder aus diesem Kreise geschieden, dem er seine Liebe und Mitsorge geschenkt hatte – Bergengruen wird seinen literarischen Standort und seine menschliche Art, die wir ja fast alle spüren durften, zu würdigen wissen. Hesse und Schröder, höchst verschiedene Naturen, sind sich persönlich erst in sehr späten Jahren des Alters menschlich begegnet, sie haben sich aber, wie ich von beider Erzählung weiß, gleich »gut angenommen« – so sagt man in meiner und Hesses schwäbischen Heimat für das Werden rascher Vertrautheit.
Nun darf ich den erwünschten Plan nicht durchführen –

schroffe Intervention der Ärzte gegen diese Reise – und in meiner nüchtern geweißten Krankenstube schreibe ich diese Sätze nieder, die durch freundschaftlichen Mund Ihnen vorgelesen werden sollen. Doch diese Ersatzleistung, wenn ich das so nennen darf, zwingt mich, eine andere Tonlage zu verwenden, als die, die den alten Beziehungen zwischen Hesse und mir angemessen gewesen wäre – ich kann sie keinem anderen zumuten, auch nicht die Anekdoten, die sie schmücken müßten.

Es ist jetzt eben fünfzig Jahre her, 1912, da ich Hesse menschlich kennen lernte, 1913 war ich in Bern, am Muchenbühlweg, ausführlicher sein Gast, in dem Hause, das der schweizer spätromantische Maler Albert Welte sich erstellt hatte – wahrhaft eine richtige Dichterwerkstätte.

Die Älteren unter Ihnen – sie fehlen ja nicht – entsinnen sich wohl des ungeheuren Eindrucks, den Hesses erstes großes Prosawerk »Peter Camenzind« auf die Generation, die nach 1900 jung war, gemacht hat. Keine »Erzählung«, in der dies und das geschah, sondern eine Dichtung voll Schwere und Süße: Ecce poeta! Der Fülle der deutschen Sprache waren neue Reize entrissen – wen kümmerte es viel, daß die Literarhistoriker die Marke »Neue Romantik« dafür erfanden. Es folgten die wehmütigen Kleinstadt-Idyllen »Gertrud«, »Roßhalde«, literarisch sauber, »gekonnt«, wie man heute sagt.

Ich war von dem mir vertrauten Raum, dem »Milieu« der Bücher nicht ganz befriedigt, denn die Erwartungen griffen *ins Weite*. Mit der Unbefangenheit des noch nicht Dreißigjährigen schrieb ich dem Mann, er solle Flaubert lesen – denn er schien mir mit seinem sprachlichen Vermögen in dessen Weite zu reichen. Ich glaube nicht, daß dieser Brief den Mann sehr erfreut hat, er antwortete, daß wohl Emil Strauss und er

mit der größten Sorgfalt die deutsche Sprache behandeln. Doch der Ermunterer der kecken Jahre wurde unvermutet, und gewiß ohne Verdienst, der Prophet der späteren Entwicklung. Die Szenerie sucht die Geheimnisse des Ostens, *Morgenlandfahrt* und *Siddharta*, der *Steppenwolf* brauchten zu seiner Entfaltung einen anderen Raum als Calw. Und dann schuf sich Hesse in dem »*Glasperlenspiel*« sein wunderbares Utopia: überreich an geistigen Bezüglichkeiten und symbolkräftigen Hinweisen, ein wahrer Demiurg – welch ein Weg von den zarten heimatlichen Schwarzwaldtälern in die klare Luft von Castalia.

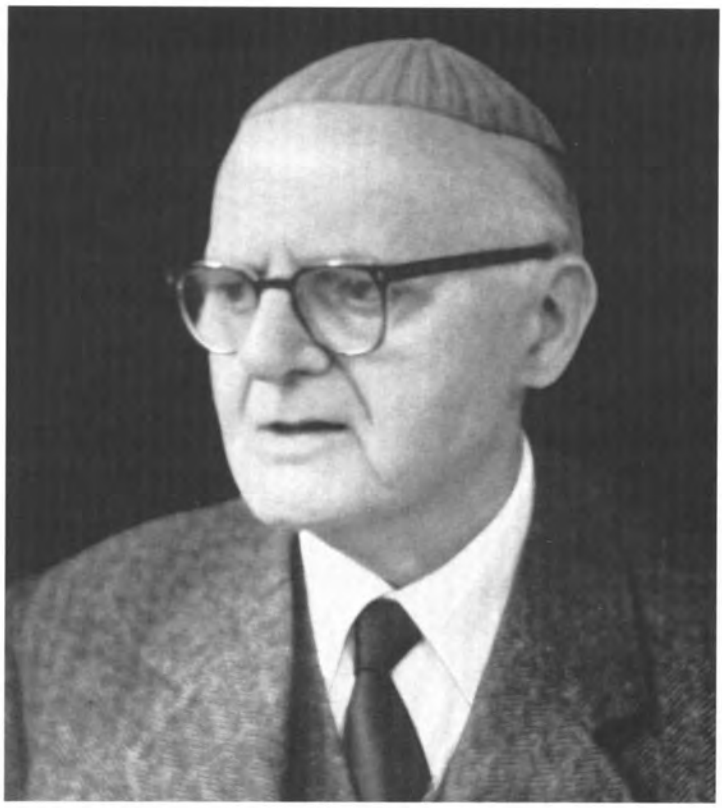
Nach 1916 geriet ich persönlich in eine nicht immer leichte Situation: ich hatte, von Heilbronn aus, die Redaktion der Halbmonatsschrift »März« übernommen, als Herausgeber zeichneten die beiden Dichter Ludwig Thoma und Hermann Hesse, die wechselseitig vor ihrem Können Respekt besaßen, aber in ihrer menschlichen Struktur vollkommene Gegensätze darstellten. Das mußte sich bald genug auswirken. Thoma ließ seinen munteren innenpolitischen *Radikalismus*, der ihn einige Mal vor die Gerichtsschranken geführt hatte, fahren und wurde ein ziemlich hemmungsloser *Nationalist*, Hesse aber *Pazifist*, um vom schweizer Boden aus die Lager der deutschen Kriegsgefangenen mit deutscher Literatur zu versorgen – ein freies *Amt*, das ihm viel Dank schenkte.

Von seiner Lyrik will ich nicht sprechen: ihre Melodie hat ein ganzes Leben bis zum Abschied begleitet – Melodie, nicht intellektuelles oder sprachlich-stilistisches Spiel, wie es heute vielfach werdende Stufen – ist es ein Tagesruhm? – begleitet. Es müßten Zeugnisse gelesen werden. Aber ich darf zum Schluß darauf zurückkommen, da ich im Juli 1952 gemeinsam mit Rudolf Alexander Schröder zum 75. Geburtstag den

Dichter gefeiert hatte. Es klingt etwas heimatlich, was ich damals sagte und jetzt wieder sagen darf, denn Hesse hat sich, wie ich später erfuhr, daran gefreut: »Durch die Träume von Montagnola rauscht dann und dann die Nagold, und die durchsichtige Helligkeit des Gartens im Tessin sehnt sich manchmal in den behütenden Schatten der dunklen Schwarzwaldtannen.« Es hat für meine Erinnerung etwas Rührendes behalten. Als ich ein paar Stunden bei ihm saß, wurde kaum Politik, am Rande nur Literatur, aber ein Breites und Weites vom Menschen- und Familien-Schicksal schwäbischer Freunde gesprochen. Er wollte Einzeldinge erfahren, er wußte Einzeldinge. Wie hat sich dieser, wie jener gehalten? Es war wie die Bestandsaufnahme bei einem schwäbischen Familientag, nicht frei von nachsichtigem Sarkasmus oder enttäuschter Traurigkeit. Das Gespräch hätte auch in einem Nebenzimmer des »Adlers« oder der »Krone« in Gerbersau geführt werden können – das Strömen der Nagold mochte dann als eine gleichmäßige Grundmelodie dies Gespräch begleitet haben, wie es sein Leben begleitet hat.

RUDOLF ALEXANDER SCHRÖDER

26. 1. 1878 bis 22. 8. 1962



Ludwig Alexander Schröder

Gedenkworte für

RUDOLF ALEXANDER SCHRÖDER

von

Werner Bergengruen

Vor vielen Jahren im Faust lesend und namentlich mit den Szenen am kaiserlichen Hofe beschäftigt, gewahrte ich mit Überraschung, daß das Bild, das ich mir vom Gott Plutus gemacht, Rudolf Alexander Schröders Züge angenommen, ja, daß ich mit ihm Schröders Erscheinung in Vollkommenheit vor meinem Auge hatte. Seitdem habe ich die beiden nicht mehr trennen können. Plutus, der ja hier nicht als Gott des münzbaren Besitzes, des Mammonismus, erscheint – dafür ist innerhalb des Mummenschanzes Mephisto da – Plutus tritt uns als Herr der Fülle, Herr des überfließenden Reichtums entgegen, keineswegs nur an irdischen Gütern. Von ihm sagt der kommentierende Herold:

»Er scheint ein König, reich und milde;
wohl dem, der seine Gunst erlangt! . . .

Und seine reine Lust, zu geben,
ist größer als Besitz und Glück.«

Des weiteren erwähnt er ein rundes, gesundes Gesicht, erblühte Wangen, »im Faltenkleid ein reich Behagen«, dazu den herrscherhaften Anstand, zu dem ja Unbefangenheit und Natürlichkeit gehören.

Aber die Gestalt des verehrten, geliebten Mannes, dessen wir heute klagend und rühmend gedenken, erschließt sich uns erst ganz, wenn wir auch den Knaben hinzunehmen, der des Plutus Wagen lenkt und der von sich selber mit der herrlichen Leidenschaft der Jugend sagen darf:

»Bin die Verschwendung, bin die Poesie.
Bin der Poet, der sich vollendet,
wenn er sein eigenst Gut verschwendet.
Auch ich bin unermeßlich reich
und schätze mich dem Plutus gleich.«

Mit diesen Worten fällt dann ein vervollkommnendes Licht wiederum auf die Gestalt des Plutus in seinem geistigen Königsglanz und seiner Freude am freigebigen Austeilen.

Vielleicht werden wir im Knaben Lenker mehr den jungen, in Plutus den reiferen Schröder wiederfinden. Der junge verschwendet, nach Jugendart hinwerfend; der ältere achtet weise auf den Empfänger; er ermißt Stunde, Anlaß und Umstände, und so hat seine unverminderte Gebelust ihr sicheres Ziel. Er kennt nun die Gabe, deren der geschichtliche Augenblick bedarf. Er war ja ein Geber und Beschenker, nicht nur von Individuum zu Individuum, sondern er war es im Großen. Königlich hat er seine Zeit und seine Nation beschenkt, und in diesem Verstande wird seine Zeit über sein Todesjahr fortdauern und seine Nation nicht von den Grenzen umschrieben sein können, mit denen es die Paßbehörden zu tun haben – ich

erinnere, des Beispiels halber, an alle Ehren, die ihm von Holland und Italien zuteil geworden sind.

Gemeinhin ist jedem menschlichen Leben nur eine einzige klassische Zeit gewährt. Wenige begünstigte Naturen haben deren mehrere; ja, sie haben wie Goethe die Gabe, jede ihrer Daseinsperioden zu einer klassischen zu erheben. Schröder gehörte zu ihnen, der Junge, der Gereifte, der Gealterte. Aber der Gehalt der einzelnen Perioden läßt sich bei ihm nicht immer kalendarisch abgrenzen. Sie durchdringen einander.

Etwas von knabenhaftem Mutwillen rumorte noch in dem Schröder späterer Jahre. Ja, dieser alte Mann, als den er sich in Versen und gedanklichen Äußerungen so oft und nicht ohne Nachdruck bezeichnet hat, war zugleich eines jugendlichen Wage- und Übermuts mächtig; gelegentlich auch wohl eines jugendlichen Vorpreschens und Vorschnellens, von dem er selbst nachher lachend und mit allem Zauber seiner unbefangenen und so liebenswerten Selbstironie sagen konnte: »Da bin ich wieder einmal ein alter Esel gewesen«. Bis zuletzt hielten in dem von uns Gegangenen die Elemente des Spielerisch-Improvisatorischen und des souverän Wohlbedachten auf einzigartige Weise einander die Waage.

Wie gegenwärtig ist uns noch seine Gabe des Sprechens, der spirituellen Unterhaltung, in der sich mit dem äußersten Ernst eine spritzige elegante Heiterkeit zu verschwistern wußte. Am wunderbarsten erschloß diese Gabe sich dem, der das Glück hatte, pokulierend mit ihm an einem gastlichen Tisch zu sitzen. Welch freudiges Behagen warf seine Gegenwart über jedes gesellige Beisammensein, ebenso jedoch über jedes einsame Zwiegespräch mit ihm. Immer fand man sich beschenkt, ja, aufs großartigste belehrt, nie geschulmeistert.

Mit ehrfürchtigem, beglücktem Staunen stehen wir vor der

Vielfalt dieses Daseins. Wir sehen den jugendlichen Dandy und Ästheten, dessen Chansons und Brettl-Lieder uns als Gymnasiasten und Studenten so leidenschaftlich entzückten. Später gewahren wir neben dem Dichter – dies Wort nun in seinem strengsten, lieblichsten und höchsten Sinne gebraucht – den Maler, den Architekten und Innenarchitekten, den Verleger – Mitbegründer der Insel – den Übersetzer, Betrachter und Deuter, nicht zu vergessen den Mann musikalischer, kunsthistorischer, bibliophiler Neigungen; und alles wurde getrieben mit Gründlichkeit, Verläßlichkeit und feinster Erudition, denen eine bewundernswürdige Leichtigkeit im Ergreifen und Sichaneignen des Assimilierbaren zur Seite stand; zuletzt haben wir den Patriarchen, den alten Welt- und Kirchenmann – fast möchte man »Kirchenvater« sagen.

Den Jahren nach stand Rudolf Alexander Schröder oder Schrudi, wie wir vertraulich sagen durften, für mich zwischen der Generation meines Vaters und der meinen. So habe ich ihn als den Väterlichen und den Brüderlichen zugleich empfunden und fast ein Dritteljahrhundert hindurch seine nie veränderte freundschaftliche Güte, seine plutoische Mitteilungsfreude und seine grazile Urbanität erfahren. Denke ich an diese spezifische Urbanität, so erinnere ich mich zugleich der ursprünglichen Wortbedeutung und erkenne Schröder recht als einen Städter, – nicht so sehr freilich als einen Großstädter unserer Tage, in denen ja Stadt und Land immer mehr zu Gunsten eines abstrakten Raum- und Verwaltungsbegriffs ineinanderrinnen, sondern als den Sohn der alten Reichs- und Hansestadt, die er als eine »heilige Herrin« besang, einen Sohn städtisch-patrizischer Kultur.

Schröder stammte aus Traditionen, in denen der Bildungsbegriff der Klassiker noch lebendig war. Der Gedanke der Bil-

dung hatte für ihn Rang und Helligkeit; sie ist ihm nie suspekt geworden. Er war klar in Zustimmung und Ablehnung – klar und fest, nicht starr. Freilich, auch er hätte Eichendorffs Wort sprechen können: »Was willst du jedem neumodischen Phantasten auf seinen verworrenen Wegen folgen?« Er beharrte auf dem Sinne und bildete die Welt sich, während die bloße Starrheit in der Negation gegenüber dem Neuen stekken zu bleiben pflegt und sich eben nicht die Welt zu bilden vermag. In seiner Unbeirrbarkeit ist Schröder mit Hofmannsthal zu vergleichen, und es ist kein Zufall, daß diese zwei Männer sich zu einer nie getrübten Freundschaft zusammenfanden – beides Gestalten, in denen ein Kulturerbe von kaum abzumessender Dauer noch einmal aufleuchtete; und dies Erbe warf einen Schimmer über ein unerbittlich zu Ende gehendes Zeitalter. Schröders Erscheinung hat dargetan, welche ungeheueren Besitztümer auch und gerade dem a-revolutionären, kraftvoll auf Sammeln und Bewahren gerichteten Geist erringbar sind und wie leicht man in Irrtum gerät, sobald man sich der tagesläufigen Vorstellung überläßt, der zum Wehen bereite Geist könne sich nur die Gefilde des Radikalismus, der Avantgarde, der Mode wählen. Schröder ist in der Reihe geblieben, wie Renoirs Zuruf es von den jungen Künstlern verlangt hatte. Dieser ungeheuer bewegliche Geist hatte ein Element klassischer Ruhe in sich. Er strahlte Ruhe aus, Ruhe und Vertrauen. So stand er fest inmitten einer ins Wanken gekommenen Welt. Aber ich möchte doch das mir vorschwebende lateinische Theologenwort hier in seiner Ganzheit zitieren. Es lautet: »Stat crux, dum volvitur orbis – das Kreuz steht fest, wenn der ganze Erdkreis ins Schwanken gerät«. Wer Schröder verstehen will, darf das Auge nicht davor verschließen, daß die Fundamentalgewißheit seines Daseins jenes

alte Zeichen des Kreuzes meinte, so wie es von den Aposteln aufgerichtet worden ist. Auf Schröders christlicher Gläubigkeit ruhte sein Vertrauen zur Welt als zur Schöpfung Gottes, der er, dankbar und lobsingend, von Herzen zustimmte. Etwas von dieser Geborgenheit teilte sich jedem Gesprächspartner mit, wie es auch in jede seiner Zeilen einfloß. Wo Schröder war, schien die Welt in Ordnung, mitten in Wirrwarr, Taumel und Katastrophe.

Aber der Geborgene ist ja auch der Angefochtene, der seine Geborgenheit stündlich neu zu gewinnen hat; und nur diese bedrohte Geborgenheit ist den Menschen glaubwürdig. Schröder war glaubwürdig in jeder seiner Daseinsäußerungen, und er war es auch jenen, die in manchen Stücken anderen Sinnes waren als er.

Von seinem Werk mag ein Wort aus Conrad Ferdinand Meyers Hutten-Dichtung gelten: »es ist antik, doch christlich ist's gedacht«. Einander durchdringend und vollendend waren diese beiden Welten in ihm zum Frieden gekommen als in einem Strahlen auf sich ziehenden, Strahlen aussendenden Sammelpunkt, einem Fokus gesamtabendländischer Überlieferungen. Schröder war der Nachdichter und Verdeutscher der großen Poesie des Altertums, des Homer, Vergil, Horaz. Und mit der gleichen Kraft hat er holländische und flämische Dichter, hat er die großen Dramatiker des klassischen Frankreich, hat er Shakespeare und Eliot in unser Deutsch übertragen. Zahllose Reden und Essays, reich an unschätzbaren Einsichten und Erkenntnissen, zeugen von seiner eminenten Fähigkeit, in der Betrachtung von Dichtungen und Dichtern aller Zeiten bis auf unsere Tage das von Grund auf Wesentliche zu erfassen und fruchtbar zu verknüpfen.

Aber sein eigentlichstes Feld bleibt doch das der lyrischen

Dichtung, der weltlichen wie der geistlichen, ohne daß sich nun diese beiden Kategorien immer mit Schroffheit oder auch nur mit der allen Klassifizierungssüchtigen so erwünschten Deutlichkeit gegen einander abgrenzen ließen; mitten in der Welt, so arg sie sein mag, ist ja für Schröder das Göttliche zuhause, und nie kann sie für ihn gänzlich den Händen ihres Schöpfers entgleiten.

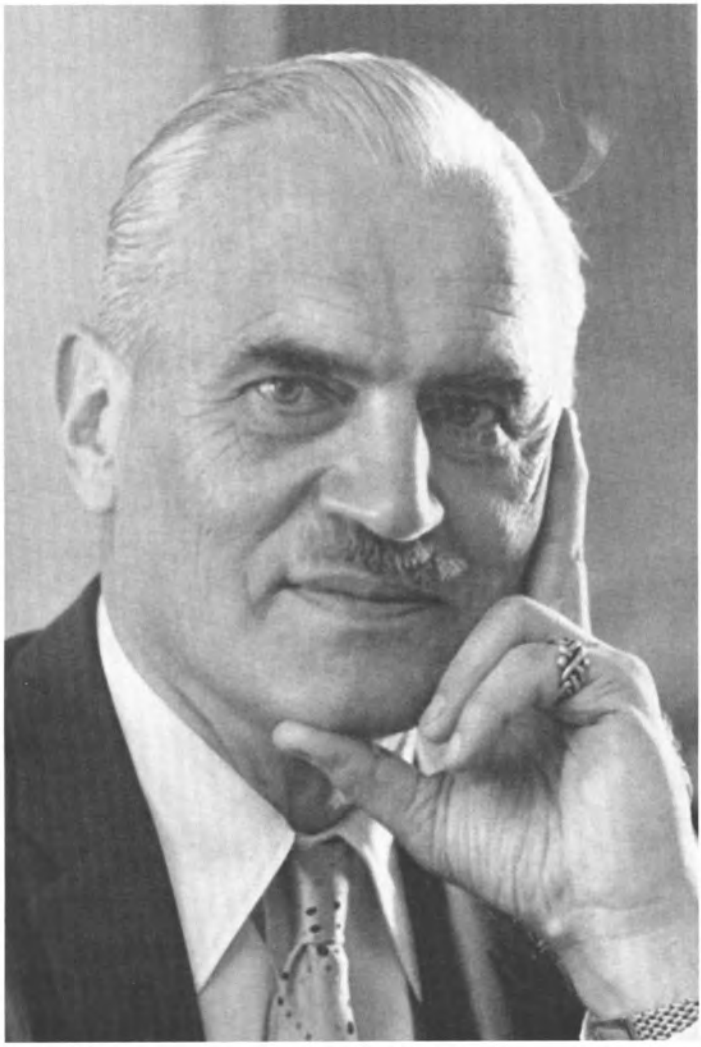
Wie er die Sprachen beherrschte, so beherrschte er die Sprache. Sie gehorchte ihm freudig wie ein gut zugerittenes Pferd oder, um ein Wort Nietzsches zu brauchen, wie »ein Weib, das aus ganzer Liebe gehorcht«. Dem Reichtum seines Gefühls war sein wägender Kunstverstand ebenbürtig. Souverän in der Wortschöpfung, streng im Metrischen, sicher im Strophenbau, war er daheim in sämtlichen, auch nur denkbaren Formen der Lyrik, in den anspruchsvollsten wie in den leichteren und der Sangbarkeit sich zuneigenden. Und in ihnen allen hat sich die immer fließende Überfülle seiner Gaben am reichsten offenbart.

Sehe ich nun auf das Ganze dieser Existenz, so meine ich sagen zu dürfen, der Friedensschluß mit der Welt der Menschen und mit der Welt des Göttlichen, der Friedensschluß mit sich selbst und dem eigenen Schicksal, der ja nicht als einmaliger Akt zu leisten ist, sondern stets von neuem vollzogen werden will, sei ihm durch seine Natur leichter gemacht worden als anderen. So möchte ich ihn zu den Glücklichen zählen, wiewohl ich weiß, daß auch in seinem Leben wie in jedem irdischen Dasein die Beschattungen zugegen waren und bestanden werden wollten.

Der uns verließ, steht vor uns als einer der großen Humanisten; wills Gott, nicht als der letzte der erlauchten Reihe.

ARTHUR H. COMPTON

10. 9. 1892 bis 15. 3. 1962



Arthur H. Compton

NIELS BOHR

7. 10. 1885 bis 18. 11. 1962

N. Bohr.

Gedenkworte für

ARTHUR H. COMPTON

und

NIELS BOHR

von

C. F. von Weizsäcker

Es fällt mir heute zu, über zwei verstorbene ausländische Mitglieder des Ordens Pour le mérite zu sprechen, die beide Physiker waren: Arthur Holly *Compton* und Niels *Bohr*.

Arthur H. Compton wurde am 10. September 1892 in Wooster, Ohio, in den Vereinigten Staaten von Amerika geboren. Sein Vater war Professor der Philosophie. Er studierte Physik und lehrte dieses Fach an mehreren Universitäten, am längsten von 1923 bis 1945 an der University of Chicago. Später war er Universitäts-Präsident in St. Louis. In vielfachen Funktionen diente er der Regierung seines Landes und, in seinen letzten anderthalb Lebensjahrzehnten, internationalen Organisationen. 1927 erhielt er den Nobelpreis für Physik.

Was ist seine Bedeutung in der Geschichte der Physik?

Der Erfolg der Feldtheorie des Elektromagnetismus und der

Atomtheorie der Materie hatte im Anfang unseres Jahrhunderts die beiden Begriffe des Feldes und des Teilchens als die strukturellen Grundbegriffe für das physikalische Geschehen hervortreten lassen. Die Bausteine der chemischen Atome, Kern und Elektron, nehmen nur einen sehr kleinen Raum ein; sie lassen sich in guter Näherung als Massenpunkte beschreiben. Ihre Wirkung aufeinander – Anziehung, Abstoßung, Emission und Absorption von Energie – wird durch das elektromagnetische Feld vermittelt, dessen uns im täglichen Leben geläufigste Erscheinungsform das Licht ist. Die Bewegung der Massenpunkte schien durch Newtons Mechanik, die des Feldes durch Maxwells Elektrodynamik korrekt beschrieben.
Zum erstenmal wurde dieses Weltbild erschüttert, als Planck 1900 zeigte, daß die Gesetze der Wärmestrahlung zu dem Schluß nötigen, ein schwingungsfähiges System – ein sog. Oszillator – habe kein Kontinuum möglicher Schwingungsformen, sondern nur eine diskrete Folge voneinander unterschiedener Schwingungszustände mit einem jeweils scharf bestimmten Energiequantum. Dies war ein Bruch mit den Grundlagen der klassischen Physik. Aber Planck war in seinem ganzen Wesen ein Konservativer. Er versuchte von Anfang an den Bruch, zu dem sein Scharfblick und seine Aufrichtigkeit ihn genötigt hatte, wieder zu heilen. Dieser Versuch blieb vergeblich. So blieb es Jüngeren überlassen, die Physik einer neuen Gestalt entgegenzuführen, indem sie den Bruch vertieften. Der erste, der das tat, war 1905/6 der junge revolutionäre Genius Einstein. Er verknüpfte die Lichtwellen mit den Planckschen Oszillatoren und nahm an, ihr Energiequantum sei auch räumlich punktuell in »Lichtquanten« konzentriert: er belebte die alte Korpuskulartheorie des Lichts von neuem.

Compton nun hat 1923 den vielleicht schlagendsten experimentellen Beweis für die Richtigkeit von Einsteins Lichtquantenhypothese gefunden. Er beobachtete die Ablenkung von Röntgenstrahlen, also sehr kurzwelligem Licht, beim Durchgang durch Materie und zeigte, daß die quantitativen Gesetze dieser Ablenkung nicht verstanden werden können, wenn man annimmt, daß eine Lichtwelle an den Elektronen als atomaren Korpuskeln gestreut wird, wohl aber, wenn man auch das Licht als aus Teilchen bestehend beschreibt. 1925 zeigte er zusammen mit Simon in einer für die Grundlagen der neueren Quantenmechanik entscheidend wichtigen Arbeit, daß dabei in jedem Einzelprozeß die Erhaltungssätze von Energie und Impuls gelten.

Dieser sog. »Compton-Effekt« war eine der wichtigsten Anregungen für die Aufstellung der Quantenmechanik. Dabei fand der Effekt in den Arbeiten zuerst von Schrödinger und dann von Bohr eine verblüffende Deutung. Ich sagte, Comptons Beobachtungen ließen sich deuten, wenn man nicht nur die streuende Materie, sondern auch das Licht als korpuskular versteht. Schrödinger zeigte, daß man sie auch deuten kann, wenn man nicht nur das Licht, sondern auch die Materie als Feld, als Wellenphänomen versteht. Hiermit sind die beiden Bilder Teilchen und Feld nicht mehr auf verschiedene Objekte – Materie und Licht – verteilt, sondern jedes der Objekte läßt beide Beschreibungen zu. Dies hat endgültig Bohr verstanden.

Der Naturwissenschaftler tritt als Person hinter seinem Beitrag zur fortschreitenden objektiven Erkenntnis zurück. Und doch war Compton viel mehr als nur Physiker. Durch sein ganzes Leben zieht sich das bewußte Aufsichnehmen menschlicher Verantwortung. Er diente seinen Studenten, seiner

Universität, seiner Kirche, seiner Regierung. Im zweiten Weltkrieg nahm er führenden Anteil an der Herstellung der Atombombe. Es war wohl die schwerste politische und moralische Entscheidung seines Lebens, als einflußreicher Mitverantwortlicher nicht nur zur Herstellung, sondern auch zum Einsatz der Bombe zu raten. Er hat diese Entscheidung in einer Weise getroffen, die alles andere als leichtfertig war, und er hat sie später in einem Buch von bewegend sachlicher Haltung begründet. Er wußte, daß eben diese Entscheidung ihm und allen seinen Kollegen die Mitverantwortung für die Errichtung einer humanen, friedlichen Weltordnung nach dem Krieg auferlegte, und hat diesem Ziel seitdem den größeren Teil seiner Kraft geweiht. Das einzigemal, daß ich ihn persönlich getroffen habe, war, als er den Heimweg von einer langen Reise in politischer Mission nach Indien in Deutschland unterbrach, um sich auch hier an Ort und Stelle über die Zustände zu informieren.
Seine Arbeit und sein Verantwortungsbewußtsein bleiben durch ihre Folgen und als Vorbild in unserem Gedächtnis.

Niels Bohr wurde im Oktober 1885 in Kopenhagen geboren. Sein Vater war Professor der Physiologie an der dortigen Universität. Sein Bruder Harald Bohr wurde als Mathematiker weltberühmt. Niels Bohr wurde Physiker. Ein Studienaufenthalt in England bei J. J. Thomson und vor allem bei Rutherford gab ihm entscheidende Anregungen. Er wurde Dozent und Professor in Kopenhagen. 1921 erhielt er den Nobelpreis. Sein Institut wurde in den darauffolgenden Jahren zum Mittelpunkt der internationalen Atomphysik; Kopenhagen wurde, wie man scherzhaft sagte, das Mekka der Atomphysiker. Die führenden Physiker der nachfolgenden Generation, Heisen-

berg, Pauli, Dirac, Fermi, Jordan wurden seine persönlichen Schüler. Im zweiten Weltkrieg mußte er auf abenteuerliche Weise aus Dänemark fliehen. Nach dem Krieg kehrte er zurück und war, wie zuvor, der berühmteste und höchstgeehrte Bürger Dänemarks und väterlicher Berater der Physiker der Welt. 77jährig ist er nach einem bis zum letzten erfüllten Leben in Kopenhagen gestorben.

Bohr hat Plancks Quantentheorie in das Atommodell eingeführt. Er hat damit der Quantentheorie das adäquate Anwendungsgebiet und der Atomphysik die adäquate Begrifflichkeit gegeben. Sein großer Lehrer Rutherford hatte aus Experimenten das Atommodell erschlossen, nach dem das Atom einem kleinen Planetensystem gleicht, in dem um einen Kern die Elektronen wie Planeten kreisen. Bohr aber kannte das Gewicht theoretischer Argumente, und er sah, daß dieses Modell nach klassischer Physik theoretisch unmöglich war; die Elektronen müßten ständig Energie ausstrahlen und in kürzester Zeit in den Kern stürzen. Nun aber kommt der charakteristische schwere und kühne Schritt: wenn das experimentell wohlbegründete Modell nach der Physik, die wir heute klassisch nennen, theoretisch unmöglich war, so mußte nicht das Modell, sondern das Gesetzesschema dieser Physik unzulänglich sein. Ein bloßer Revolutionär, der den Wissensschatz der früheren Zeit über Bord wirft, mag einen solchen Schritt leichten Herzens tun. Eigentlich fruchtbar wird er aber, wenn er von einem Mann getan wird, der so gut wie Bohr wußte, welche »wunderbare Geschlossenheit«, um ihn selbst zu zitieren, die klassische Physik besaß, und der anstrebte, der neuen Physik eben durch Vertiefung des Bruches eine ebenso große, aber noch besser begründete Geschlossenheit zu geben.

In den 12 Jahren von 1913 bis 1925 verfolgte Bohr die Quantentheorie des Atombaus in die Breite bis in eine umfassende Theorie des periodischen Systems der Elemente und in die Tiefe in einer immer fortschreitenden Analyse ihrer in aller Gegensätzlichkeit bestehenden Korrespondenz zur klassischen Physik. Die endgültige Fassung der Quantentheorie, die sog. Quantenmechanik, war nicht unmittelbar sein Werk, sondern das seines Schülers Heisenberg, ergänzt durch die auf Einstein zurückgehende Forschungsrichtung von de Broglie und Schrödinger, und alsbald ausgeführt von der Anzahl bedeutender Physiker, die jene erstaunliche »Explosion von Genie« der zwanziger Jahre hervorbrachte.

Aber in doppelter Hinsicht ist doch auch die Quantenmechanik ohne Bohrs Beitrag völlig undenkbar. Erstens haben Bohrs Schüler zwar mathematisch präzise Antworten auf die schwebenden physikalischen Fragen gefunden, aber er war es, der sie alle erst fragen gelehrt hatte. Zweitens bot der mathematische Formalismus der Theorie zunächst die größten Deutungsschwierigkeiten. Born deutete die Wellenfelder statistisch, d. h. als abstrakte Angaben über die Wahrscheinlichkeit des Auftreffens von Teilchen. Heisenberg zeigte in der Unbestimmtheitsrelation, daß diese Deutung uns nötigt, auf den Begriff der Bahn eines Teilchens zu verzichten, obwohl der Ort oder der Impuls eines Teilchens zu irgendeiner Zeit grundsätzlich meßbar ist. Erst Bohr aber zeigte, daß die Notwendigkeit, Teilchenbild und Wellenbild zu verwenden, der eigentliche Grund der Unbestimmtheitsrelation ist. Er sprach von der Notwendigkeit, komplementäre Bilder zur Naturbeschreibung zu verwenden, und zeigte damit den Weg, die scheinbaren Widersprüche in der Quantenmechanik definitiv zu vermeiden.

Die Physik unseres Jahrhunderts nötigt uns zu einer Revision unserer philosophischen Grundbegriffe. Diese Revision ist nicht vollendet, sondern sie hat gerade erst begonnen. Zuerst zeigt sich ihre Notwendigkeit in Einsteins neuer Lehre von Raum und Zeit. Am tiefsten angegriffen ist sie in Bohrs Begriff der Komplementarität. Dieser Begriff deutet an, daß wir nicht von physikalischen Gegenständen an sich widerspruchsfrei sprechen können, wenn wir nicht stets im Auge behalten, daß sie Gegenstände in einer den Menschen erschlossenen Welt sind; dabei ist der Mensch nicht als bloßes Bewußtsein, sondern als ganzes leibhaftes Wesen gemeint, das vermittels seiner körperlichen Organe handeln und wahrnehmen kann. Bohr selbst hat auf vielfache Anwendungen dieses Begriffs in der Deutung des organischen Lebens, des menschlichen Denkens und der menschlichen Gesellschaft und angesichts der großen religiösen Gedankensysteme der europäischen wie der asiatischen Welt hingewiesen.

Ich habe nie einen von seinen Schülern in so freier, unbefangener und heiterer Weise und zugleich so vorbehaltlos verehrten Lehrer gesehen wie Niels Bohr. Jeder wußte, daß man ihm widersprechen durfte und sollte, so wie er anderen und sich selbst widersprach. Jeder wußte, daß er keine verständliche Vorlesung halten konnte und den mathematisch begabteren seiner Schüler auch in der Virtuosität der Handhabung des mathematischen Werkzeugs weit unterlegen war. Oft verstand man ihn nicht und sprach schmunzelnd von »Bohrscher Weisheit«. Aber man ahnt, wie der von Bohr so bewunderte Sokrates auf seine Schüler gewirkt haben mag, wenn man einmal seiner Kritik an einer Arbeit, die man ihm vorgelegt hatte, hat standhalten müssen. Da kam er zu spät zur vereinbarten Besprechung. Vielleicht weil er gerade eine an-

strengende Sitzung hinter sich hatte, um den Wissenschaftlern, die damals aus Deutschland emigrieren mußten, neue Arbeitsplätze zu sichern, und sah unendlich müde aus. Leise, mit ungewandter Höflichkeit, seiner selbst nicht sicher, stammelnd und sein Haar raufend, ständig die ständig wieder ausgehende Zigarre neu anzündend, fing er zu fragen an. Aber nach zwei oder drei Stunden war der anfangs so selbstsichere Schüler in tiefer Verwirrung. Bohr aber war nun voller Eifer und konnte, ohne jede böse Absicht, nur von der Sache hingerissen, mit dem freundlichsten Gesicht sagen: »Jetzt habe ich es verstanden, die Pointe ist gerade, daß alles genau umgekehrt ist, als Sie gesagt haben«. Natürlich hatte er recht. Wer aus solchen Erfahrungen zu lernen vermochte, der verließ Kopenhagen als ein anderer Mensch als der, als der er gekommen war.

Ich möchte glauben, wenn die Menschheit fast alle Namen, die in unserem Jahrhundert berühmt gewesen sind, wieder vergessen haben wird, so wird sie sich noch an diesen dänischen Professor erinnern, der vor einer Woche gestorben ist. Ob das so sein wird, weiß ich nicht. Sicher weiß ich, daß die Familie der Atomphysiker auf der ganzen Welt heute empfindet, sie habe ihren Vater verloren.

REDE VON

PERCY ERNST SCHRAMM

PERCY ERNST SCHRAMM

KARL DER GROSSE

DENKART UND GRUNDAUFFASSUNGEN –

Die von ihm bewirkte Correctio (»Renaissance«)[1]

Der erste Frankenkaiser mußte schon im Mittelalter für nationale Aspirationen herhalten und hat auch noch in der neueren Zeit ein Streitobjekt zwischen den Franzosen und den Deutschen gebildet. Nach der im letzten Jahre vollzogenen Wendung in der großen Politik können wir uns auf das Faktum besinnen, daß es einmal hundertfünfzig Jahre lang weder französische noch deutsche Geschichte gab, sondern nur fränkische. Karl der Große gehört also weder den Franzosen noch den Deutschen, sondern beiden gemeinsam.

[1] Für den Vortrag wurde die Rede – so wie sie hier vorgelegt wird – gekürzt. Die vollständige Fassung nebst Anmerkungen wird von der Historischen Zeitschrift im Jahre 1964 gedruckt werden.
Eine Übersetzung der kürzeren Fassung in das Spanische wird auf Veranlassung von Prof. Dr. Emilio Sáez (Barcelona) vorbereitet für Band I des von ihm geplanten »Anuario de Estudios Medievales«.

Es fehlt eine historische Darstellung, die die Forschung zusammenfaßt und zugleich den heute zu stellenden historiographischen Ansprüchen gerecht wird. Aber wir dürfen sie erwarten, da unser Mitglied François L. Ganshof, der bereits zahlreiche Vorarbeiten veröffentlicht hat, sie vorbereitet.
Meine Aufgabe ist ganz beschränkt. Ich möchte versuchen, aus Karls Denkart und aus seinen Grundauffassungen das herauszuheben, was für ihn persönlich bezeichnend ist – für ihn als einen zwar zeitgebundenen, aber doch einmaligen Menschen mit besonders gearteter Persönlichkeit.
Hier beschränke ich mich außerdem noch auf das, was einen größeren Kreis interessieren kann.

I. Karl als König

Karl war vier Jahre alt gewesen, als sein Vater Pippin den letzten Merowinger ins Kloster geschickt und sich selbst zum König gemacht hatte. Mit sieben Jahren hatte Karl – zusammen mit Vater und Bruder – von der Hand des Papstes die Salbung empfangen. Mit einundzwanzig Jahren hatte er – zusammen mit dem Bruder – die Nachfolge angetreten, und da dieser bereits im Jahre 771 starb, war er, nunmehr vierundzwanzig Jahre alt, Alleinherrscher im Frankenreich. Nie erhob sich irgend jemand, um ihm die Krone streitig zu machen; denn niemand war da, der auch nur einen einigermaßen plausiblen Rechtsgrund hätte vorbringen können. Das heißt, Karl war es von seiner Jugend an selbstverständlich, daß er der Herrscher war, und allen seinen Untertanen war das ebenso selbstverständlich. Das gab ihm für sein ganzes Leben eine innere Sicherheit und Selbstverständlichkeit, wie sie selbst bei Herrschern selten ist. Karl lebte sich nicht in die

Königsrolle hinein, er war vielmehr *der* König und konnte gar nichts anderes sein.

Dazu gehörte ein ausgesprochenes Gefühl für das, was dem Königsamte ziemte. Sein Vater hatte sich vor der Schwelle des Klosters St. Denis begraben lassen, wo jeder Bettler über ihn hinwegschritt, jeder Regen auf ihn herabrann; der Sohn bog diesen extremen Ausdruck des Gefühls der Sündhaftigkeit ab, indem er über dem Grab eine Vorhalle aufführen ließ, die durch sein und Pippins Bild sowie durch Verse verziert wurde: Wer fortan das Kloster betrat, wurde daran erinnert, daß er über den Leib eines gesalbten Königs hinwegschritt. Pippin hatte, als zum erstenmal ein Papst einen fränkischen König besuchte, zu Fuße gehend, dessen Pferd am Zaume geführt; als Karl im Jahre 799 den Papst Leo III. in Paderborn zu begrüßen hatte, empfing er ihn hoch zu Roß, inmitten seiner im Kreise aufgestellten Franken: ein König, der wußte, daß er ein König war und ein König blieb, auch wenn das Haupt der Kirche sich ihm nahte. Andererseits mußte der Herzog Tassilo von Bayern, der sich gegen Karl empört hatte, aber sich unterwarf, dem Sieger öffentlich den Kniekuß leisten, nicht aus Rachegefühl, das die Demütigung des Gegners heischte, sondern weil die gestörte Rechtsordnung wieder sichtbar eingerenkt werden mußte. Je länger Karl regierte, desto mehr Gesandtschaften aus fremden Ländern fanden sich an seinem Hofe ein; Karl empfing sie mit Krone, goldener Fibel und Prunkschwert, sein Ornat reich mit Edelsteinen besetzt. Karl, im Alltag ganz nach fränkischer Sitte gekleidet, entfaltete also bei besonderem Anlaß einen Luxus, in dem kein abendländischer Herrscher ihn übertraf. Als Karl den Papst in Paderborn zu begrüßen hatte, schmückte sein Haupt ein Goldhelm. Trug er bei solchen Anlässen auch bereits die

an die Stelle des schlichten Reifens tretende, dem Prunkhelm verwandte Bügelkrone mit einer darunter getragenen seidenen Kappe, deren tieferer Sinn war, daß der Herr des Okzidents nicht hinter dem byzantinischen Kaiser zurückstehen wollte? Es spricht manches dafür, daß es bereits Karl war, der diese Neuerung herbeiführte.

Es wäre jedoch ein völliger Fehlschluß, wollte man folgern, Karls Herz hätte nach Art der Barockfürsten an solchem Prunk gehangen. Nein, er wandte nur das Erforderliche auf, weil sein Ansehen und das seines Reiches – in seinen Augen war das dasselbe – solche Prunkentfaltung erforderte.

Die Kehrseite bildet, daß Karl es übel vermerkte, wenn jemand sich etwas zulegte, was seinem Stand und Amt nicht zukam. Alkuin, der seinen Herrn zu genau kannte, warnte deshalb den Erzbischof von Canterbury, der auf der Rückreise von Rom Karl besuchen wollte, er solle Sorge tragen, daß seine Begleiter nicht mit Gold oder Seidengewändern vor dem König erschienen, sondern so, wie es die Sitte der Knechte Gottes sei – mit bescheidener Gewandung. Dazu paßt die Anekdote, daß Karl einen Bischof, der ihn während eines Kriegszuges vertrat und es gewagt hatte, den Königsstab als Bischofsstab zu benutzen, wegen solcher Verderbnis durch unangemessenen Ehrgeiz öffentlich bloßstellte. Jedem, was ihm von Amts wegen gebührte: nicht mehr, aber auch nicht weniger; alles mußte seine Ordnung haben.

Solche ausgeglichene Selbstsicherheit erlaubte es Karl andererseits, im Kreise seiner Vertrauten ein freundlicher und gütiger Herr zu sein.

Das allerbezeichnendste an Karl war wohl, daß er immerfort tätig war und alles, was er tat, intensiv durchführte. Schon beim Anziehen entschied er Gerichtsfälle, die der Pfalzgraf

allein nicht zu erledigen wagte, und im Alter, als er nachts nur noch stundenweise schlief, benutzte er das Wachsein, um zu lesen oder in die unter dem Kopfkissen liegende Wachsschreibtafel mit dem Griffel Eintragungen zu machen.
Als Gegengewicht gegen die vielen Besprechungen, Audienzen und was das Amt sonst von ihm verlangte, brauchte Karl intensive körperliche Betätigung, also Jagd, Reiten und Schwimmen. Er huldigte also – so würden wir heute sagen – dem Sport und war auch bei diesem mit der ihm eigenen Intensität beteiligt.
Diese Vitalität zeichnete sich auch in seinem Familienleben ab. Bekannt sind fünf Konkubinen und neun Söhne. Die Kirche sah solches Treiben mit Mißbilligung an, und auch Karl wird sich bewußt gewesen sein, daß es nicht gottgefällig war – aber er brachte es nicht über sich, es abzustellen, und wird Gott gebeten haben, seine Verstöße gegen das sechste Gebot gegen seine – ja unbestreitbar großen – Verdienste aufzurechnen.

Wenn wir uns die Namen genauer ansehen, die Karl seinen Söhnen gab, tritt eine andere Seite seines Wesens heraus.
Der älteste Sohn, nicht vollbürtig, hieß – der Sitte folgend – nach dem Großvater Pippin. Als Karl zwei Söhne aus kirchlich anerkannter Ehe geboren wurden, erhielt der ältere den Namen des Urgroßvaters: Karl, der jüngere abermals den Namen Pippin, da sich bei dem ersten Pippin nun auch noch der Makel eines Buckels herausgebildet hatte. Bei den danach folgenden Zwillingssöhnen müßte man den Namen des Stammvaters erwarten: Arnulf – um so mehr, als dieser als Heiliger verehrt wurde. Sie erhielten jedoch die Namen Ludwig und Lothar. Höchst seltsam! Denn Ludwig-Chlodwig und Lothar-Chlotar waren die beiden Leitnamen des mero-

wingischen Geschlechts, das der Vater vom Thron gestoßen hatte. Diese rechtlich nur fadenscheinig verkleidete Gewalttat lag noch nicht einmal ein Menschenalter zurück, aber das neue Königsgeschlecht fühlte sich bereits so sicher und unangefochten in seiner Stellung, daß es sich das Ansehen des älteren zu Nutzen machen konnte – wir sprechen in solchen Fällen heute von »Ansippung«, d. h. von künstlicher Verlängerung der Verwandtschaft. In diesen Zusammenhang gehört auch, daß Karl im Jahre 801 aus Ravenna das bronzene Reiterstandbild des Königs Theoderich, der als »Diedrich von Bern« in die Sage eingegangen war, nach Aachen schaffen und vor seiner Pfalz wieder aufstellen ließ. Welche technischen Schwierigkeiten muß das gemacht haben! Warum wurden sie nicht gescheut? Wir dürfen sagen: weil Karl seinem Geschlecht nicht nur den König Chlodwig, den Begründer des Frankenreiches, mit seinem Sohn Chlotar ansippen wollte, sondern auch noch den Begründer des Ostgotenreiches.
Karl empfand in dieser Hinsicht wie alle Herrscher nach ihm: ihr Denken kreiste um die Ehre des Geschlechts, und so ansehnlich es auch sein mochte, sie waren darauf bedacht, es mit noch hellerem Glanz zu umgeben. Man braucht nur an den Kaiser Maximilian I. zu denken, der auf der von Dürer entworfenen »Ehrenpforte« die Habsburger gleichfalls auf den Frankenkönig Chlodwig zurückleiten ließ und sich in Innsbruck eine Grablege schuf mit den ehernen Standbildern seiner Vorfahren, den wahren und den angesippten wie dem König Arthus.

II. Karl als Christ

War Karl der Große ein guter Christ? Stand er als solcher in seiner Zeit, oder hob er sich über sie hinaus?

Wir haben einen ungefähren Überblick über die Reliquien, die zu besitzen Karls Enkel, der Kaiser Lothar I., sich rühmen konnte. Sie ist lang, und bei der Mehrzahl ist anzunehmen, daß sie bereits dem Großvater gehört hatten. Außerdem liegen noch Beweise vor für Karls Zutrauen zu dem durch Reliquien gewährleisteten Schutz. In diesem Zusammenhang sind auch die zahlreichen Geschenke anzuführen, die Karl den Kirchen darbrachte, und seine Maßnahmen, um möglichst viele Gebete für ihn zu veranlassen. Darin unterscheidet er sich jedoch nicht von den anderen Herrschern des Mittelalters.

Lassen sich in Karls Frömmigkeit aber nicht doch individuelle Züge entdecken?

Als Karl im Jahre 791 an der Enns sich zum Angriff gegen die Awaren bereitstellte, erhielt er die Nachricht, sein aus Italien gegen diese vorstoßender Sohn, der jüngere Pippin, habe gegen sie bereits Erfolge erzielt. Darauf ordnete der König dreitägige Fasten an und schrieb seiner in Regensburg zurückgelassenen Gemahlin, sie möge dort das gleiche veranlassen. Zu diesem Zwecke teilte er ihr mit, wie er im einzelnen vorgegangen sei: eine Ausnahme war nur bei den Kranken gemacht worden, wollte einer sich freikaufen, hatte er – falls er der Oberschicht angehörte – einen Solidus zu bezahlen gehabt, sonst weniger; verzichtete einer auf Fleisch, aber nicht auf Wein, hatte er sich durch einen Denar freikaufen dürfen. Außerdem teilte Karl noch mit, was die Geistlichen über den herkömmlichen Messedienst getan hatten, um die Gnade des Himmels zu erwirken. Also Fasten und Gebet so viel wie nur möglich, Ausnahmen nur insoweit, als sie unbedingt erforderlich waren, alle Einzelheiten nach dem natürlichen Menschenverstand geregelt, erst an der Enns,

dann auch in Regensburg durchgeführt: darauf Angriff gegen die Awaren, weitere Erfolge und 796 ein ganz großer Sieg, so daß die Awarengefahr ein für allemal beschworen war. Warum? Karls Antwort hätte gelautet: weil Gott, durch strenges Fasten und viel inbrünstiges Gebet gewonnen, den Sieg gewährt hatte. Wenn der Gottesdienst sowohl intensiv als auch richtig absolviert werde und es sich um eine gerechte Sache handele, finde Gott sich früher oder später immer bereit, die Gebete der Menschen zu erhören.

Wer hier von primitiver oder alttestamentlicher Gottesvorstellung sprechen zu können glaubt, bedenke, daß sie bis in unsere Zeit lebendig geblieben ist.

Karls Frömmigkeit war also zeitgebunden; sie ging jedoch nicht so weit, daß der König Gott alles anheimstellte. Als er seinen Sohn Pippin gegen den Herzog Grimoald III. von Benevent entsenden wollte, der sich den Franken nicht fügte, riet ihm Alkuin dringend ab: Gott habe bereits den Vater und den Bruder dieses unfrommen Menschen hinweggerafft; wenn Gott es beschlossen habe, werde auch Grimoald zugrunde gehen; keiner der Getreuen Karls brauche also der Todesgefahr ausgesetzt zu werden. Diese Erwägung war mit einschlägigen Bibelsprüchen abgestützt, beginnend mit dem Wort: »Mein ist die Rache, spricht der Herr.« Auf Karl machte das gar keinen Eindruck. Der Sohn zog los, kam aber nicht zum Ziel, auch weitere Feldzüge (793, 801) zeitigten keinen Erfolg. Aber Karl verlor trotz vieler anderer Geschäfte Benevent nicht aus den Augen: im Jahre 812 konnte er den Herzog Grimoald IV. dazu zwingen, sich zu unterwerfen und einen großen Tribut zu versprechen. Hätte Alkuin damals noch gelebt, würde ihm Karl wohl gesagt haben: ich vertraue auf Gott und gerade deshalb lege ich die Hände nicht in den

Schoß, sondern handle, ich, der König von Gottes Gnaden und nunmehr der »von Gott gekrönte« Kaiser. Ich bin sein Werkzeug hier auf Erden, sein vornehmstes Werkzeug, und da ich ihn intensiv und in richtiger Weise verehre, liegt auf meinem Tun auch immer Gottes Segen.

III. Die Bedeutung von Zahl und Winkel für Karls Denkart

Die Würdigung Karls als König und als Christ hat uns zwei Schlüsselbegriffe an die Hand gegeben, mit denen wir jetzt versuchen können, einen Zugang zu Karl als einem einmaligen, besonderen Individuum zu gewinnen. Zunächst: *alles muß seine Ordnung haben* – wir bleiben bei dem deutschen Wort; denn das lateinische Wort »ordo« würde sofort eine Beziehung zu dem »Ordo-Gedanken« der hochmittelalterlichen Philosophie herstellen, die eine falsche Perspektive ergäbe. Bei Karls Begriff »Ordnung« handelt es sich um jene ganz natürliche Ordnung, die auf einem Bauernhof, in einer königlichen Pfalz, im ganzen Reich, unter den Völkern und zwischen Kirche und Staat herrschen muß und die immer wieder ins richtige Gleichgewicht zu bringen die Hauptaufgabe des Herrschers ist. Daraus ergibt sich der zweite Schlüsselbegriff: die Ordnung kann nur aufrechterhalten werden, wenn alles *richtig bemessen und richtig in Einklang* gebracht ist.

Der Oberbegriff zu »*Ordnung*« und »*Richtigkeit*« ist – wie erst später zu zeigen sein wird – »*Wahrheit*«. Alle drei haben das gemeinsam, daß sie überzeitlich sind und im moralischen Bereich verankert bleiben.

Wir prüfen, um zu sehen, wie tief diese Grundprinzipien in Karls Denkart verwurzelt waren, zunächst sein Verhältnis zu *Zahl und Winkel.*
Ich reihe dazu erst einmal eine Reihe von Einzelfeststellungen aneinander.

Bei den lateinischen Monatsnamen nahm Karl Anstoß daran, daß sie mit der heidnischen Götterwelt zusammenhingen – soweit es sich um »Zählmonate« (Sept.–Dez.: 7, 8, 9, 10) handelte, gaben ihre seit der Antike üblichen und daher von karolingischen Kopisten wiederholten Personifikationen, wie die Polemik der »Libri Carolini« erkennen läßt, Anlaß zum Unwillen. Karl zerschnitt nüchternen Sinnes die mythologischen Beziehungen und schuf neue Namen, bei denen drei Prinzipien ineinander geflochten wurden: Das vorwaltende, wohl im Volksbrauch bereits vorbereitete ergab sich aus den landwirtschaftlichen Tätigkeiten, durch die sich die Monate unterschieden. Dadurch bildete sich für März bis Oktober die Reihe: Weide- und Brach- d. h. Umpflügemonat, dann Heu-Ernte-, Holzfäll- und Weinlesemonat. Als zweites Prinzip wurde die Einteilung des Jahresumlaufs in Jahreszeiten benutzt, also Januar = Wintermonat, März = Lenz- und November = Herbstmonat. Zwei Monate erhielten ihre Namen nach Kirchenfesten, also Dezember = Heiligmonat und April = Ostermonat.
Übrig bleibt noch der Februar, der den auf seine Kürze zielenden Beinamen »Hornung« bekam.
Es drängt sich dem Betrachter für solches Vorgehen das Wort »rational« auf; aber es sei vermieden. Man hat zwar die (mit dem 18. Jahrhundert gekoppelte und dadurch zu einem Eigennamen gewordene) Bezeichnung »Rationalismus« auch

auf eine Seite der karolingischen Denkweise bezogen, aber bereits da ergeben sich schiefe Gedankenverbindungen, und in bezug auf Karl würden dadurch erst recht falsche Assoziationen geweckt. Denn bei ihm handelt es sich um die Auswirkung jenes schon gewürdigten nüchternen, vom natürlichen Menschenverstand geleiteten Verhaltens, das im begrenzten Raum den Bauern und im weitgespannten den mit klarem Blick begabten Herrscher kennzeichnet.
Die Zwölfzahl lag seit alters auch der Einteilung von Tag und Nacht zugrunde. Hier brauchte nichts reformiert zu werden, da die Stunden nicht benannt, sondern gezählt wurden. Aber man war auf Behelfe wie Stundenglas und Sonnenuhr angewiesen, um sagen zu können: jetzt beginnt die dritte oder endet die sechste Stunde. Man kann daher ermessen, was es für Karl bedeutete, daß ihm der Chalif Harun al-Raschid eine Wasseruhr zum Geschenk machte, an der zwölf Stunden lang die Zeit abzulesen war. Denn sie verschaffte ihm die Möglichkeit, selbst im Dunkel der Nacht und bei Regen und Nebel exakt festzustellen, an welchem Zeitpunkt der Tageseinteilung er sich befand.

Ebenso wie Karl in der Zeit klare Ordnung und Exaktheit durchsetzte, tat er das auch im Raum. Den Anstoß gab gleichfalls, daß bei den überkommenen zwölf Windnamen die Beziehungen zur antiken Mythologie zu zerschneiden waren. Aber noch wichtiger als die Ausmerzung von Zephyr, Boreas und wie die Windgötter sonst noch hießen, war die Festlegung der Richtungen. Jedes Viertel der Windrose wurde in drei Drittel geteilt, was selbst im Vergleich mit der uns geläufigen Einteilung in je zwei Achtel (Nordost, Südost usw.) eine exaktere Festlegung ermöglichte. Bei der Namengebung für

die Richtungen war allein das gedankliche Grundschema maßgebend:

Ostwind,
Ostsüdwind,
Südostwind,
Südwind,
Südwestwind,
Westsüdwind,
Westwind usw.

Daß die Grundeinteilungen für Zeit und Raum sich durch die zugrunde liegende Zwölfzahl entsprachen, hat zweifellos Karl und seine Berater besonders befriedigt. Denn – das ist eine Formulierung Isidors von Sevilla, die für das ganze Mittelalter richtungweisend blieb – die Zahlen waren *vor* den Dingen; deren »gute Ordnung« hing davon ab, ob die ihnen zugrunde gelegten Zahlen »richtig« gewählt waren. Wer umsichtig plante, hatte also dafür Sorge zu tragen, daß seine Maßnahmen sich dem Gefüge der »guten« Zahlen einpaßten. Welche Zahl aber war »besser« als zwölf? Sie war in sich gut durch den Bezug auf die zwölf Stämme Israels, auf die zwölf Apostel usw.; außerdem war sie noch zusammengesetzt aus den Zahlen drei und vier, für die ähnliches galt.

An diese Einsicht hielt sich Karl, als er im Jahre 811 Bestimmungen über seinen Nachlaß traf. Seine Söhne, die Unterkönige, hatte er schon ausgestattet; aber es waren noch ein riesiger, aus Kostbarkeiten aller Art zusammengesetzter Hort und ein aus gemünztem und ungemünztem Edelmetall bestehender Schatz vorhanden. Recht und Tradition gaben Anhalte, wie die Erben, die Armen und die Kirche zu bedenken waren; aber die *zahlenmäßige* Einteilung, die Karl anordnete,

ging auf ihn selbst zurück: er legte ihr die Zahlen drei und vier zugrunde.

Alles, was Karl hinterließ, sollte zunächst in drei gleiche Teile A, B und C zerlegt werden. Der Teil C, der erst nach Karls Tod zur Verteilung gelangen sollte, wurde wieder in vier Teile: I, II, III und IV zerlegt, von denen jeder also ein Zwölftel des Gesamtnachlasses umfaßte: II fiel zusätzlich an die leiblichen Erben, III an die Armen, IV an das Hofgesinde. I sollte dagegen den Teilen A und B zugeschlagen werden, die für die *Kirchen* bestimmt werden. Diese erhielten also zunächst acht Zwölftel und schließlich noch ein weiteres Zwölftel, zusammen also drei Viertel des Gesamtnachlasses. Der Zufall wollte, daß es 21 Erzbistümer gab: wiederum eine gute Zahl, da sie sich aus drei und sieben zusammensetzte. Die 21 Metropoliten durften jeweils ein Drittel ihres Anteil, also $^1/_{63}$ von $^3/_4$, für sich behalten; die beiden anderen Drittel – also $^2/_{63}$ – hatten sie unter ihren Metropolitanbischöfen zu verteilen. Handelte es sich um fünf, entfielen einschließlich des Teiles I auf ihn:

$^1/_{157^1/_4}$; waren es sechs: $^1/_{189}$; berechnete man den Anteil auf die vollen vier Viertel des Nachlasses, ergäbe sich ein noch komplizierterer Bruch.

Das Karls Verfügungen zugrunde liegenden Schema entspricht der von ihm verbesserten Windrose; nur ist es noch sehr verfeinert, und Karls nüchterne, vom natürlichen Menschenverstand geleitete Denkart tritt hier noch deutlicher heraus als bei ihr und der Kalenderreform.

In diesen Zusammenhang gehören auch Karls drei silberne Tische und ein vierter, der aus Gold gefertigt war, wegen der Darstellungen auf ihren Platten.

Leider ist es nur von den silbernen Tischen überliefert, was auf ihren Platten wiedergegeben war. Bei zwei von ihnen handelte es sich um Roma und Konstantinopel, das neue Rom, also um die beiden Zentren der christlichen Welt: da aus dem 9. Jahrhundert keine Bildzeugnisse vorliegen, vermögen wir nicht zu sagen, ob es sich bei diesen Stadtplänen noch um eine planmäßige Wiedergabe handelte, wie die Antike sie gekannt hatte, oder nur um schematische Darstellungen des Grundrisses, eingepreßt in Kreis, Achteck oder eine andere Figur, wie das im Mittelalter üblich wurde. Der dritte, schönste und gewichtigste Tisch wies eine Erd- und Himmelskarte auf. Wir können sie uns vorstellen; denn als Buchillustrationen sind solche Karten erhalten.

Für das Bild des Erdkreises war der wichtigste Lehrmeister Isidor von Sevilla, der einen Kreis mit (Jerusalem als Zentrum) halbiert und die untere Hälfte noch einmal zu Vierteln aufgeteilt hatte: oben Asien, links unten Europa, rechts unten Afrika, die drei Erdteile umflossen vom kreisförmigen Weltmeer und unter einander getrennt durch Don, Mittelmeer und Nil, die recht gewaltsam in eine T-Form gebracht waren. Aber gerade das, was uns zum Kopfschütteln veranlaßt, muß Karl dem Großen gefallen haben: eine klare Ordnung, aus ihr die Zahlen drei und vier hervorschimmernd, die drei Erdteile ausgerichtet auf die Heilige Stadt und das Ganze rund umschlossen; also auch hier alles wohl geordnet, gerichtet und gezählt.

Den Himmelskarten, für die in der karolingischen Zeit der spätrömische Autor Arat maßgebend war, lag gleichfalls der Kreis zugrunde, in ihn eingefügt der Reif mit den Tierkreiszeichen, Sinnbilder der Fixsterne und der Planeten auf ihren Kreisbahnen, dem Kundigen eine Gewähr, daß auch im Kos-

mos von Gott alles wohl geordnet, gerichtet und gezählt war – von Gott; denn die antike Astrologie, die in der karolingischen Zeit noch dem einen oder anderen Gelehrten bekannt war, berührte Karl den Großen nicht. Er saß zwischen seinen Tischen nicht wie Wallenstein, dem Seni das Horoskop erläutert, sondern als der Beherrscher des von ihm in gutem Gefüge gehaltenen Frankenreiches, der aus den Darstellungen auf den Tischplatten – ergänzt durch die Stundenzahlen seiner Wasseruhr – die Gewißheit entnahm, daß Gottvater gleichfalls alles wohl gefügt hatte, nicht nur im Erdkreis, sondern auch unter der riesigen Himmelskuppel, wie einst so jetzt und weiter bis zum jüngsten Tag.

Natürlich glaubte Karl an Vorzeichen; denn die Vorstellung, daß der Herr des Himmels auf solche Weise den Menschen Warnungen erteilte, um die rechte Ordnung aufrecht zu erhalten, paßte ja völlig zu seiner Gottesvorstellung. Einhard gibt zwar an, Karl habe solche Vorzeichen entweder geleugnet oder verachtet, als wenn sie mit seinem Schicksal nichts zu tun hätten. Aber es waren in den letzten Jahren so viele, daß sie sich nicht übersehen ließen. Da erfolgten Sonnenfinsternisse, in der Sonne erschien ein dunkler Fleck, der sieben Tage sichtbar blieb, eine feurige Kugel raste über den Himmel. Auch auf Erden ereignete sich Bedenkliches: der Gang, der in Aachen die Pfalz mit dem Münster verband, brach zusammen; die von Karl bei Mainz in zehnjähriger Arbeit geschaffene und scheinbar für die Ewigkeit errichtete Holzbrücke über den Rhein brannte ab, und ihn ganz persönlich traf ein Mißgeschick, das ihm während des Krieges gegen die Dänen (810) zustieß: als er und seine Begleitung die Feuerkugel bestaunten, stürzte er mit dem scheuenden Pferd so unglücklich, daß die den Mantel zusammenhaltende Fibel zerbrach und dieser selbst sich löste.

Das Schlimmste war, daß auch der Schwertgurt riß und dem Kaiser die in der Hand gehaltene Lanze so entglitt, daß sie zwanzig oder mehr Fuß von ihm zu liegen kam: Karl war also entkleidet und entwaffnet, so wie es bei seinem Begräbnis einmal der Fall sein mußte. Zu denken gab vor allem, daß der apfelförmige Zierat, der Karls Münster zierte, herabfiel und in einer Inschrift, die das Innere verzierte, hinter seinem Namen das Wort »princeps« erlosch. Auf solche Vorzeichen hatte das Altertum geachtet, und das Mittelalter tat das nicht minder; ja solcher »Aberglaube« erhielt sich noch länger. Daher war auch Karls Umgebung von ihm beherrscht, und wenn er ihr auch nicht zu erkennen gab, ob er diese Vorgänge als Vorzeichen auffaßte oder nicht, er muß sich zum mindesten Gedanken gemacht haben, ob Gott ihn habe warnen wollen, ihn, den er mit einer ganz besonderen Aufgabe betraut hatte. Denn zum mindesten muß auch ihm die Möglichkeit selbstverständlich gewesen sein, daß Gott buchstäblich Himmel und Erde in Bewegung setzte, um dem Frankenkaiser rechtzeitig anzudeuten, daß er sich jetzt auf ein gottgefälliges Ende vorbereiten müsse, damit ihn der Tod nicht überraschte.

Aber war es im Himmel wirklich so wohl geordnet? Sprachen nicht die Sonnen- und Mondfinsternisse dagegen? In primitiven Zeiten hatten solche Verdunkelungen mythischen Schauder ausgelöst. Von Angst war Karl völlig frei; aber er wollte doch wissen, wie sich die scheinbare Störung der Himmelsordnung erklären lasse, und seine Gelehrten konnten ihm dank Ciceros »Somnium Scipionis«, den Schriften des Macrobius und anderer antiker Autoren auch befriedigende Antwort erteilen, da diese Phänomene ja schon der Antike zu schaffen gemacht hatten. In einer Antwort, die Alkuin im Jahre 799

erteilte, erläuterte er seinem Herrn noch einmal den Zodiacus und gab an, wie nach »Ordnung, Platz und Zahl« die Tierkreiszeichen angeordnet seien. Zwei neue Sonnenfinsternisse traten ein, als der gelehrte Angelsachse bereits im Grab lag: Karl wandte sich deshalb an den nicht minder sachkundigen Iren Dungal und fragte ihn, ob es gerechtfertigt sei, daß – wie ihm berichtet – ein byzantinischer Bischof behauptet habe, Sonnenfinsternisse seien vorauszuberechnen? In seiner Antwort legte der Mönch dar, das sei in der Tat auf Tausende von Jahren voraus möglich; denn es handele sich – er führte das genau aus – bei solchen Finsternissen um den »natürlichen Effekt des Zusammentreffens der Elemente«. Nein, die Verdunklungen waren kein Grund, an der Ordnung des Himmels zu zweifeln, geben dem Wissenden vielmehr Anlaß, die Allmacht des ordnenden Gottvaters noch mehr zu bewundern, als das die Unerfahrenen taten.

Wie bohrend und konsequent Karl zu fragen verstand, zeigt der Brief des Diakons Fridugis, eines Alkuin-Schülers, dem der Kaiser die Frage zu beantworten aufgegeben hatte, ob das Nichts und die Finsternis wirklich nicht seien oder ob ihnen doch irgendeine Form des Seins zukomme. Der Befragte entschied sich in längerer Auslegung für die zweite Auffassung, was darauf hinauslief, daß das Dunkel etwas war, was man nicht messen und nicht geometrisch begreifen konnte. Karl war nicht überzeugt: er übersandte die Antwort des Fridugis an den gelehrten Dungal und forderte ihn auf, seinerseits Stellung zu nehmen; die Frage muß ihn also sehr beschäftigt haben. Das ist bei seiner Denkart begreiflich: gab es etwas Unüberschaubares, Unmeßbares, dann war das beunruhigend: dann saß Gottvater nicht so fest und wohlgeordnet im Regiment wie der Kaiser in seinem Reich.

Karls Interesse für die Astronomie sowie für ihre unentbehrliche Schwester, die Mathematik, ist so gut bezeugt, so daß es nicht einfach Schmeichelei war, wenn Alkuin den König einmal den scharfsinnigen Befrager der Natur und hingebenden Erforscher des Grundes jeglicher Ursache nannte.

In den Zusammenhang von Zahl und Winkel gehören – das mag zunächst überraschen – noch sieben Gedichte, die dem König in den achtziger Jahren überreicht wurden: zwei von Alkuin, vier von dessen Schüler Josephus und das abschließende von dem Westgoten Theodulf von Orléans. Es handelt sich um »carmina figurata« nach dem Vorbild des spätantiken Dichters Porfirius, der dem Mittelalter auch sonst noch als Lehrer in dieser uns abstrus und gequält vorkommenden Dichtart gedient hat. Zu Grunde liegt nämlich den sieben Gedichten, die ebenso viele Zeilen wie Buchstaben in jeder Zeile haben, ein »tractus«, d. h. eine geometrische Grundfigur, in diesen Fällen ein Quadrat mit Diagonalen und einem zweiten kleineren, auf die Spitze gestellten Quadrat, das in das größere eingeschrieben ist. Die Aufgabe des Dichters war es, entlang den Senk- und Waagerechten, womöglich auch noch entlang den Diagonalen, Verse (*versus intexti*) in der Länge von (meist durch rote Tinte hervorgehobenen) 35 bzw. 37 Buchstaben einzutragen und dann die übrigen Reihen (insgesamt gleichfalls 35 bzw. 37) mit weiteren Versen auszufüllen, deren Wörter so auszuwählen waren, daß in sie die bereits eingetragenen Buchstaben paßten – daß bei solchem Formzwang nur gedrechselte, schwer verständliche Verse möglich waren, versteht sich von selbst.
Trotzdem gefiel diese Dichtart dem Könige offensichtlich; denn Theodulf hat sein Gedicht wohl erst angefertigt, nach-

dem Karl ihn dazu ermuntert hatte. Wir können auch mutmaßen, weshalb das der Fall war: Gedichte nach diesem Schema waren ja im wörtlichsten Sinne »überschaubar« gemacht und erfreuten den Empfänger, der zunächst Betrachter und dann erst Leser war – eine Aufnahme nach dem Ohr kam wegen der gezwungenen Ausdrucksweise ja gar nicht in Frage –, durch die Einsicht in die feste, dem Erdkreis und der der Windrose verwandte Ordnung, die alle Verse zusammenhielt.

IV. Die Rolle des richtigen Wortes und des »wahren« Bildes in Karls Denkart.

Was aber nützte alle Einsicht in die Natur der Dinge, alle gut gewinkelte, wohlgerichtete und gezählte Ordnung, wenn die Wörter, die die Dinge bezeichnen, nicht richtig gewählt oder nicht richtig verstanden wurden! Das war ja, als wenn jemand mit groben, ungeschulten oder mit zittrigen Fingern nach ihnen griff.

Daraus ergab sich für Karl eine Doppelaufgabe: völlig gesicherte, von Fehlern befreite, »richtige« Texte zu beschaffen und die, die mit ihm zu tun hatten, auf eine solche Bildungsebene zu heben, daß sie verstanden, was mit den Wörtern gemeint war.

Zunächst einige Hinweise auf Karls Bemühen um fehlerfreie Texte:

Am Hofe Karls war man der Tatsache inne geworden, daß der Bibeltext in den vorliegenden Handschriften von einander abwich. Karl griff die Aufgabe auf, »universos veteris et novi testamenti libros, librariorum imperiltia depravatos« korrigieren zu lassen. Die Handschriften vergleichend und dann die

beste Lesart auswählend, stellten Theodulf und Alkuin Normaltexte her, für deren Verbreitung im Reich gesorgt wurde.
Der König nahm ferner daran Anstoß, daß in den von ihm beherrschten Ländern die Priester die Messe nicht einheitlich zelebrierten, da sich bei den verwendeten Gebetstexten mit der Zeit lokale Besonderheiten breit gemacht hatten. Karl ließ sich vom Papst ein Sakramentar schicken, dem das Ansehen zukam, die »richtigen«, d. h. bereits aus der Zeit der Kirchenväter stammenden Gebetsformeln zu enthalten. Aus den im Frankenreich eingebürgerten wählte Alkuin dann noch die Formeln aus, die ihm angemessen dünkten. Die von ihm derart erweiterte Normalhandschrift, die Karl in seiner Pfalz verwahren ließ, wurde dann in Abschriften und Wiederabschriften verbreitet – wir können in diesen Vorgang noch hineinschauen, da auch der Bezug auf das Aachener Urexemplar mit abgeschrieben wurde. – Die Emendierung der Homilien nahm Paulus Diaconus in Angriff.
Für den modernen Menschen liegt es nahe, hier von einer Magie des Wortes zu sprechen: nur wenn Gott das richtig gesprochene Gebet hört, öffnet sich sein Ohr. Aber solche Vorstellung ist in keiner Weise für Karl selbst bezeichnend. Denn Wortmagie liegt aller Liturgie zugrunde und ist daher nicht einmal typisch für das Mittelalter. Auffallend ist nur, einen wie großen Raum solche Fürsorge für das richtige Bibel- und Kultwort in Karls Tätigkeit einnahm. Er begnügte sich nicht mit Anregungen oder Anweisungen an die Geistlichen als die Sachkundigen, sondern überwachte die Durchführung persönlich: so wie er selbst »richtig« geehrt und bedient zu werden verlangte, so wie er keinen Verstoß gegen Etiquette und Brauch duldete, so sollte auch Gott »richtig« geehrt und bedient werden.

Dieselbe Sorge verwandte der König auf die Rechtstexte, die gleichfalls durch die »Ungeschicklichkeit der Abschreiber« verderbt worden waren. Sein Vater hatte die Lex Salica neu redigieren und dabei neu gliedern lassen; aber der Nachteil war bestehen geblieben, daß der nunmehr ja bereits fast zwei Jahrhunderte alte Text in seinem schwerfälligen und grammatikalisch schlechten Latein schwer verständlich war. In Karls Auftrag wurde das Gesetz 798 sprachlich neugefaßt, so daß bei seiner Auslegung keine Zweifel auftauchen konnten. Daß die Neufassung – nur wenig verändert – um 802/3 noch einmal herausgegeben wurde, hängt offensichtlich mit den Bestrebungen zusammen, die den Kaiser in dieser Zeit beschäftigten: er stieß sich daran, daß die beiden Rechte der Franken, das salische und das ripuarische, voneinander abwichen, und er plante deshalb, aus ihnen ein einheitliches Recht zu schmieden sowie die Lücken, auf die man gestoßen war, zu schließen; aber es kam nur noch dazu, daß einige Zusätze aufgezeichnet wurden. In anderen Fällen stellte Karl fest, daß das geltende Recht noch gar nicht schriftlich fixiert war; er veranlaßte daher, daß dies geschah – so z. B. in Churrätien.

Als Karl zur Regierung gekommen war, hatte Unsicherheit bestanden, wie der Wortlaut der Bibel und der Gesetze war und welche Gebete man sprechen sollte; an seinem Lebensabend war Ordnung geschaffen, stand überall fest, wie der »richtige« Text lautete. Die Kennwörter für diese Sparte der Wirksamkeit Karls heißen: *corrigere*, *emendare*, *restituere*, *renovare*, *reformare*, *revocare*.

Über Karls Fürsorge für das Schul- und Bildungswesen braucht nichts gesagt zu werden, da das von ihm Geleistete allbekannt ist. Hier sei deshalb nur unterstrichen, daß es sich für Karl nicht um eine Frage der Nützlichkeit handelte – etwa in dem

Sinne, daß Bildung Macht bedeutet, daß sie das Ansehen eines Volkes mehre, daß sie das kirchliche Leben fördere. Wenn Karl sich so stark für das Lernen und Studieren einsetzte, ergab sich das – wie wir jetzt sagen dürfen – unmittelbar aus seiner Denkart: wer die Wörter nicht verstand und sie nicht richtig anwandte und sich die »negligentia dicendi« zu Schulden kommen ließ, bekam das, was sie bezeichneten, nicht in den Griff. Da die Wörter außerdem nicht isoliert begegnen, sondern in Sätzen mit Stilfiguren, Metaphern usw. auftreten, mußten außer der Grammatik noch Dialektik und Rhetorik studiert werden, um die Texte, besonders die Bibel mit ihrer kunstvollen, oft dunklen Sprache richtig zu verstehen: noch gefährlicher als Irrtümer bei den Wörtern seien solche bei den Bedeutungen, heißt es am Ende des 8. Jahrhunderts in Karls berühmtem Rundschreiben »delitteris colendis«. Vorausgestellt ist den königlichen Anordnungen der Satz, daß die, welche danach strebten, Gott durch rechte Lebensführung zu gefallen, die Pflicht nicht vernachlässigen dürften, ihm auch durch richtiges Sprechen zu gefallen. Hier lautet das Kennwort: *rectitudo*.

Kein Wunder, daß Karl daher auch an diesen »artes liberales« persönlich Interesse fand. Für ihn schrieb Alkuin, der bereits eine Grammatik verfaßt hatte, zwei Dialoge über Rhetorik und Dialektik, in denen der König der Fragende, Alkuin der Antwortgebende ist. Karl gewidmet war wohl seine Schrift über die Orthographie – sie entsprach ja gleichfalls Karls Denkstil: die Schreibweise mußte gleichfalls richtig sein.

Organisch fügt sich in diesen Rahmen auch die Reform der Schrift ein: nach einer erschreckenden Verwilderung, die ihre Lesbarkeit mehr und mehr erschwert hatte, setzte eine an den klaren Buchstaben des Altertums orientierte Verbesserung

ein, die Schritt für Schritt zu jenen Formen führte, an die die Humanisten wieder anschlossen – es ist, als wenn kundige Gärtner verwilderte Obstbäume beschneiden und schließlich durch schöne Früchte belohnt werden.
Man hat – da Alkuin elegant zu schmeicheln verstand – Abstriche machen wollen, aber der Inhalt dieser Traktate paßt so voll und ganz zu dem, was dem König am Herzen lag, nach seiner Art am Herzen liegen mußte, daß man sie zu nehmen hat, wie sie lauten. Eine unverfängliche Bestätigung bieten zwei Fragen, die von Angilbert an Karls Hof aufgeworfen worden waren und – da unentschieden geblieben – vom König Alkuin zur Entscheidung übermittelt wurden: Welchen Geschlechts ist das Wort »rubus« (Brombeerstaude)? Und welche orthographische Form ist besser: »despicere« oder »dispicere«?

Sehr bezeichnend ist, daß Karl gegenüber der aus der Patristik stammenden und von den karolingischen Gelehrten hochgeschätzten allegorischen Bibelerklärung Vorbehalte machte. Diese war beherrscht von den Gedanken, daß jeder Bibelstelle ein tieferer Sinn – womöglich sogar mehrere – zugrunde liege, den die Kundigen ans Licht zu ziehen versuchen müßten; insbesondere wurde das Alte Testament darauf geprüft, wo und wie es bereits auf die im Neuen Testament berichtete Heilsgeschichte hindeute. Eine große Rolle bei der Herstellung solcher Verknüpfungen spielten die Zahlen – in diesem Zusammenhang von »Zahlenmystik« zu sprechen, ist ganz unangebracht, da es sich um ein uns zwar gar nicht mehr überzeugendes, aber in sich logisches Verfahren handelt.
Der Nachteil dieser Methode war, daß ihre Ergebnisse nie völlige Gewißheit besaßen, da die einen Ausleger dies und die

anderen das aus der Bibel herauslasen. Auf Gewißheit, auf eine gegen Deuteln gefeite Richtigkeit kam es Karl aber auch in diesem Bereich an. Bei seiner Rückfrage, ob Dungal die Ausführungen des Fridúgis über das Nichts und die Finsterheit für richtig halte, trug er ihm ausdrücklich auf, er solle sich nicht um eine allegorische Auslegung bemühen, sondern um eine nackte Ausdrucksweise und eine nackte Niederschrift, die eine nackte Tatsache festhalte; denn wenn man gemäß allegorischer Methode nach analogen Stellen frage, seien – wie ihm wohlbekannt – sofort mehr als genug zur Hand.

Die Fragen, auf die Karl in der Bibel stieß und die er beantwortet haben wollte, waren ganz sachlich: Warum – z. B. – erwähnen Matthaeus und Markus den Hymnus nach dem Abendmahl nur, warum bringen sie ihn nicht wörtlich? Wer empfängt den Lohn, für den laut Paulus die Menschen gekauft werden? Fragen also, die nach ihrer Denkart völlig den Fragen entsprechen, auf die Karl in der Natur stieß: Warum verdunkelte sich die Sonne? Was war die Natur des Nichts und der Finsternis?

Karl stritt also die Berechtigung der allegorischen Methode nicht ab, konnte das auch gar nicht, da ja die Theologen sie bejahten. Aber er wollte sicher gehen – eben da erwies sich die Schwäche der Allegorie. Sie lief ja darauf hinaus, daß das Wort, um deren »Richtigkeit« sich Karl so emsig bemühte, einen doppelten Boden hatte, den man mutmaßen, aber nicht mit völliger Sicherheit feststellen konnte. Die Sicherheit, die mit Mühe »oben« gewonnen war, schwand also »unten« wieder.

Auf derselben Ebene liegt, daß Karls Berater – und auch wohl er selbst – Personifikationen mißbilligten: diese waren nicht

nur anstößig wegen ihrer Beziehungen zur heidnischen Götterwelt, sondern auch deshalb, weil sie für etwas gesetzt wurden, was die Sinne unmittelbar wahrzunehmen imstande waren; sie entsprachen nicht der Wahrheit, sie verunklärten also. Diese Auffassung ist einem Kapitel der »Libri Carolini« zu entnehmen, das gegen die aus der Antike stammenden Personifikationen polemisiert. Der Kunst komme die Aufgabe zu, einerseits den Betrachtern die Erinnerung an das Geschehene »in veritate« vor Augen zu führen, andererseits die Sinnesarten aus der Erdichtung so herauszuführen, daß sie die »veritas« von neuem pflegen könnten, oder umgekehrt ausgedrückt: die Kunst solle sichtbar machen, was ist, war oder sein kann, dürfe auch das, was nicht ist und was noch sein kann, sichtbar machen, aber das Erdichtete dürfe der Bibel nicht widersprechen, wie das z. B. bei den Personifikationen des Abyssus und Tellus, dargestellt in menschlicher Gestalt, oder bei Sol und Luna, wiedergegeben als Gesichter mit Strahlen der Fall ist – es folgt ein langer, gelehrter und sich auf Isidor stützender Katalog von solchen anstößigen Personifikationen. Kurz – so läßt sich das lange Kapitel zusammenfassen – die Kunst ist nur so lange berechtigt, als sie »pro veritate« ausgeübt werde – und das heißt in unserem Zusammenhang: wenn sie eindeutig ist, also die Wirklichkeit abschreibe, wie sie ist, und Erdichtetes nur soweit zulasse, als sich die Angaben der Bibel damit vereinbaren ließen.

Hier haben wir den dritten Schlüsselbegriff, der Karls Denkart bestimmte, die »*Wahrheit*«. Er überhöht die Begriffe »*Richtigkeit*« und »*Ordnung*« und schließt sie zusammen: ob etwas richtig ist, ob es der richtigen Ordnung entspricht, bestimmt sich letzten Endes dadurch, ob es mit der Wahrheit vereinbar ist. Diese aber ist überzeitlich: ist sie vorhanden, muß sie

bewahrt, ist sie verschüttet, muß sie wiederhergestellt werden. Insofern schließen sich »richtig«, »in Ordnung« und »wahr« zusammen.

V. Die von Karl bewirkte Correctio (*»Renaissance«*)

Ad recolendam veritatem: um die Wahrheit von neuem zu pflegen – in dieser Wendung ist zusammengefaßt, worum es ging bei der Wiederherstellung des authentischen Wortlauts der Bibel-, Liturgie- und Gesetzestexte, bei der Vertiefung des Wortverständnisses durch die Verbesserung des Unterrichts und beim Ausbau der »Artes liberales«, bei der Wiederherstellung der richtigen Orthographie und der Bereinigung der verwilderten Schriftformen, bei der Säuberung der Kunst von jenen »nichtwahren« Gestalten, die im Widerspruch zur Bibel standen: »um die Wahrheit von neuem zu pflegen«, die – so dürfen wir hinzusetzen – letztlich im Schoße Gottes ruht und um die sich zu bemühen daher eine religiöse Verpflichtung, eine moralische Aufgabe bedeutete.

Man hat seit langem gespürt, daß diese scheinbar auseinanderlaufenden Bestrebungen im Grunde zusammengehören, hat sie deshalb unter der Bezeichnung »Karolingische Renaissance« zusammengefaßt und dadurch zu einem Vorstadium der »Renaissance« des späten Mittelalters und der beginnenden Neuzeit gemacht. Durch solche Namensdehnung ist jedoch der Vorgang, der sich in der karolingischen Zeit abspielte, in eine falsche Perspektive gerückt, und es ist viel geschrieben worden, um zu klären, wie weit der auf das 8./9. Jahrhundert übertragene »Renaissance«-Begriff zutrifft und wie weit er eingeengt werden muß.

Als allgemein angenommen darf wohl bezeichnet werden, daß

der Bereich der politisch ausgerichteten »Renovatio« auszugliedern ist. Zur Erörterung stehen hier also die kulturellen Bestrebungen der karolingischen Zeit. Sollen wir für sie weiter den Namen »Renaissance« ausleihen, der ja seit Jacob Burckhardt einen festen, auch zeitlich eingegrenzten Begriffsinhalt hat? Wir sagen: Nein! und führen dafür die beiden Begründungen an, die uns die wichtigsten dünken:

Die Bezeichnung »Wiedergeburt« paßt auf die karolingische Zeit deshalb nicht, weil sich nicht etwas vollzog, was sich irgendwie mit dem biologischen Vorgang »Geburt« vergleichen ließe. In ihr handelt es sich vielmehr um die Auswirkung eines einzelnen überragenden Menschen, der ihn wollte und seinen Willen auf den verschiedensten Gebieten durchsetzte: nicht nur an seinem Hof und im Unkreis der ihm geistig Nahestehenden, sondern in dem Riesenraum seines Reiches. Mochte manches auch bereits »in der Luft gelegen« haben, möchte vieles auch zustande gekommen sein, selbst wenn Karl nicht eingegriffen hätte, auf ihn ist und bleibt zurückzuführen, daß Dichter, Theologen, Gelehrte, Schreiber, Maler, Architekten trotz der Unterschiede ihrer Interessen in gleicher Richtung antraten, daß Franken, Langobarden, Westgoten, Angelsachsen, Iren sich zu gemeinsamem Werk zusammenfanden. Karl war es, der bewirkte, daß – im langen Ablauf der Geschichte gesehen, fast schlagartig – ein neues Kapitel in der Kunst- und Geistesgeschichte begann. Um diesem Faktum Rechnung zu tragen, müssen wir nach einem anderen Wort als »Renaissance« = Wiedergeburt suchen, einem Wort, in dem diese *actio* zum Ausdruck kommt.

Gegen diese Bezeichnung spricht ferner ein zweites, ebenso gewichtiges Argument. Karls kulturelle Bemühungen waren nicht auf die Antike als solche ausgerichtet, wie das bei den

Bestrebungen einer politischen »Renovatio imperii Romanorum« der Fall war. Sie griffen nur insoweit auf die Antike zurück, als sie »Wahres« und »Richtiges« anzubieten hatte; trat ihr heidnischer Charakter in allzu deutlichen Gegensatz zum Christentum, führte sie etwa – wie im Falle der Personifikationen – auf falsche Bahn, war sie abzulehnen. In anderen Fällen – so in der Theologie, in der Liturgie, in der Architektur – war das »Wahre« und »Richtige« nicht von der heidnischen Antike zurückzugewinnen, sondern vom Zeitalter der spätantiken Kirchenväter. War das, was die angelsächsichen, irischen, westgotischen, langobardischen Berater zu vermitteln hatten, »richtiger« als das den Franken Vertraute, dann mußte dies dem Fremden Platz machen. Also: Karls kulturelles Bemühen war in keiner Weise historisch ausgerichtet, sondern sachlich: wie immer und wo immer »Wahres« und »Richtiges«, das den Weg zu weisen vermochte, aufzuspüren war, wurde es genommen – wäre in Karls Zeit bereits der Zugang zum Wissen der Araber geöffnet gewesen, kein Zweifel, daß auch deren Wissensschätze ausgenutzt worden wären.

Die Bezeichnung »Karolingische Renaissance« führt also auf doppelte Weise in die Irre. Wie aber soll man den zugrunde liegenden Vorgang benennen? In Fällen von dieser Art hält man sich am besten unmittelbar an die Zeitgenossen: Welche Wörter gebrauchten sie, um zu bezeichnen, was vor ihren Augen, womöglich mit ihrer Mitwirkung sich vollzog? Wir führen noch einmal die Verben an, die in diesem Zusammenhang benutzt worden sind: *corrigere*, *emendare*, *restituere*, *renovare*, *reformare*, *revocare*. Die mit der Vorsilbe *re* gebildeten Verben waren bereits seit der patristischen Zeit so oft benutzt worden, daß sie in ihrer Bedeutung schillerten; sie hatten auch meist einen kirchenhistorischen Klang angenom-

men, wiesen also zeitlich zurück. Wollten wir von einer »Emendatio« sprechen, so wäre – da dieses Wort nicht »aktiv« genug ist – nicht im vollen Umfang eingefangen, daß es sich um die planmäßige Wiederherstellung des »Wahren« und »Richtigen« handelt. Das aber tut der Begriff »*Correctio*«.
Wir schlagen deshalb vor, die schiefe Bezeichnung »karolingische Renaissance« ganz fallen zu lassen und – soweit es sich nicht um politisch ausgerichtete, bewußt an der Antike (einschließlich der christlichen Antike) orientierte Bestrebungen handelt, sondern um die von Karl dem Großen gesteuerten kulturellen Bemühungen – zu sprechen von der »*karolingischen Correctio*«.

Bei einer »von oben« bewirkten und gesteuerten Bildungsreform ist es ja meist so gelaufen, daß die nächste Generation sich gegen sie wandte, also die Geschichte bald über sie hinwegschritt. Im Falle der »Correctio« Karls geschah es dagegen, daß sein Sohn, beraten von Benedikt von Aniane und anderen Geistlichen, sie fortsetzte, jedoch einengte. Es ist, als wenn die zweite Generation in der Weite des geistigen Raumes, der von Karl nach allen Seiten geöffnet worden war, der Schwindel erfaßte und sie zwang, nach einem festen Geländer zu greifen, das ihr Halt bot: das aber konnte nur das christliche sein. »Christiana religio« hatte bereits auf der Reversseite von Karls Denaren gestanden; auf den Münzen Ludwigs, dem die Kirche zum Beinamen »der Fromme« verhalf, bekam diese Legende etwas Ausschließendes. Es war daher folgerichtig, daß der Sohn die vom Vater gesammelten germanisch-heidnischen Heldenlieder verbrennen ließ.
Da aber Karl keine »Renaissance« eingeleitet hatte, sondern eine *Correctio*, die die Wahrheit anstrebte und das »Richtige«,

sofern es entstellt war, wieder herstellte, setzte diese Generation das, was an Karls Werk das Wesentliche gewesen war, fort, und die dritte Generation, die Karls des Kahlen, tat dies gleichfalls. Sie fühlte sich wieder sicherer und öffnete sich daher von neuem Anregungen, die sich ihr anboten. Nach der geistigen Struktur der Zeit gingen sie vornehmlich von der Hinterlassenschaft der Antike aus: in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts ist ihre Bedeutung größer als je in der Zeit Karls des Großen, aber doch nicht so, daß für diese dritte Phase die Bezeichnung »Renaissance« gerechtfertigt wäre.

Auf der in diesem Jahrhundert gelegten Grundlage haben dann die folgenden weitergebaut. Karls »Correctio« ist von den beiden folgenden Jahrhunderten zwar abgewandelt, aber fortgesetzt worden. Sie war keine Episode, sondern ging als einer der wichtigsten Vorgänge des ganzen Mittelalters in die Geschichte ein.

VI. Karl als Gestalt der Geschichte

Es wäre verlockend, von den beiden Begriffen »Ordnung« und »Richtigkeit« aus, die sich als die Karls Denkart beherrschenden herausstellten, die politische und kirchliche Wirksamkeit des großen Franken zu durchleuchten, aber wir würden dann einen schon viel erörterten Bereich betreten.

Aber eines sei doch zu bedenken gegeben. Warum ist Karl nicht als Eroberer und Unterjocher in die Geschichte eingegangen? Denn betrachtet man, was er von 768 bis 814 bewirkte, als Ganzes, dann ist er einer der größten Umstürzer, den das Mittelalter erlebt hat. Er unterwarf oder machte sich gefügig die Sachsen, die Slaven an der Ost- und Südostgrenze,

die Bayern, die Langobarden und Beneventaner, die Spanische Mark und Aquitanien.
Aber in jedem dieser Länder ging er verschieden vor, wie es die Gegebenheiten ihm geboten erscheinen ließen, hier Recht und Tradition schonend oder sogar neu belebend, dort Neues an die Stelle des Alten setzend, wo das Bisherige nicht auslangte: Neues, aber nicht gewaltsam Umstürzendes, sondern dem Verstande Einleuchtendes. Im Bereiche der Politik hat Karl etwas von einem Architekten, der eine Aufgabe von bisher noch nicht geforderter Größe anpackt, Altes bewahrt, nichts überstürzt und schließlich einen Bau zusammenfügt, dessen Teile sich überzeugend zusammenschließen, weil den Architekten außer der Tradition auch ein konstruktives Ingenium leitete.
So ist Karls Riesenreich als solches zwar wieder zerbrochen, weil keiner seiner Nachkommen mehr sein Riesenmaß erreichte; aber die von ihm geschaffene Ordnung bildete fortan die Grundlage für die politische Gliederung des Abendlandes. Das ist sicherlich kein Zufall; denn in Karls Schöpfung, die in so einmaliger Weise Tradition und Neuerung verband, war so viel »Richtiges«, daß selbst der Eigennutz der rivalisierenden Söhne und Enkel das nicht wieder beseitigen konnte.

Noch zu Lebzeiten Karls hat der von ihm wegen seiner astronomischen Kenntnisse um Auskunft gebetene irische Mönch Dungal einmal versucht, die nach allen Seiten ausstrahlende Wirkung des ersten abendländischen Kaisers in Worte zu fassen. Sie sind im Ton der herkömmlichen Panegyrik an Karl gerichtet, treffen aber doch das Richtige: in dieser Welt, die jetzt von den Franken beherrscht werde, sei – so heißt es in seinem Brief – Karl allen ein Lehrer durch seine guten Werke,

Tugenden und geistigen Interessen, und er gebe ihnen ein in der Geschichte noch von niemand erreichtes Beispiel: den Beamten beim Verwalten, den Kriegern im Waffendienst, den Geistlichen beim Bewahren der christlichen Religion, den Philosophen und Gelehrten bei der Klärung der menschlichen und geistlichen Dinge.

In der Inschrift über Karls Grab, die kürzer gefaßt sein mußte, ist nur von Karls politischer Leistung die Rede: »Unter diesem Grabmal liegt der Körper Karls des Großen und rechtgläubigen Kaisers, der das Reich der Franken, Ehre bringend, vergrößerte und, vom Glück geleitet, siebenundvierzig Jahre lang herrschte.« Der lateinische Text, bestehend aus zwei Hälften mit fast gleicher Silbenzahl, die zweite Hälfte in zwei gleich gebaute Viertel geteilt, nicht metrisch, aber auch nicht Prosa, setzt sich aus Wortgliedern von 5 bis 8 Silben zusammen und ist für das Ohr gefällig abgestimmt, also wohl geordnet und gezählt, deshalb des Toten würdig und angemessen. Die Inschrift lautet:

Súb hoc cónditório
sítum est córpus
Károli mágni
átqueorthodóxi
ímperatóris,

qui régnum Francórum
nobíliter ámpliávit
ét per ánnos
qúadragínta séptem
felíciter réxit.

Vielen ist im Laufe der Jahrhunderte der Ehrenname »der Große« zugesprochen worden. Bei manchen müssen wir in Frage stellen, ob das einst berechtigt war, zum mindesten: ob das heute noch berechtigt ist. Niemals kann jedoch ein Zweifel auftauchen, daß die Zeitgenossen und die ihnen Nachfolgenden recht hatten, wenn sie sprachen von

KAROLUS MAGNUS

DES ORDENS-KANZLERS
SCHLUSSWORTE
PROF. DR. KAUFMANN
AM 25. NOVEMBER 1962

Sie haben Berichte über zwei große Physiker gehört, ein Künstler hat einen anderen bedeutenden Künstler gewürdigt, und ein Vertreter der Geisteswissenschaften hat einen interessanten Vortrag über eine große Figur der deutschen Vergangenheit gehalten. So konnten sich die drei Gruppen unseres Ordens vor Ihnen präsentieren. Ich hoffe, daß diese Berliner Jubiläumstagung Ihnen gezeigt hat, daß wir bemüht sind, die Tradition des Ordens lebendig zu erhalten, an die künftige Generationen anknüpfen können.

Ich danke Ihnen im Namen des Ordens für die Aufmerksamkeit, mit der Sie den Vorträgen gefolgt sind, und darf hiermit unsere öffentliche Sitzung schließen.

VERZEICHNIS

DER MITGLIEDER DES ORDENS

POUR LE MÉRITE

FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

Stand: 31. Dezember 1962

Gerhard Domagk in Wuppertal-Elberfeld	Mediziner

ab 1959: Erster Vizekanzler

Karl von Frisch in München	Zoologe
Otto Hahn in Göttingen	Chemiker und Physiker
Erich Haenisch in Stuttgart	Sinologe
Paul Hindemith in Vevey/Schweiz	Musikwissenschaftler
Erich Kaufmann in Heidelberg	Rechtsgelehrter

ab 1959: Kanzler des Ordens

Gerhard Marcks in Köln	Bildhauer
Paul Schmitthenner in Kilchberg	Architekt

ab 1959: Zweiter Vizekanzler

Renée Sintenis in Berlin	Bildhauerin
Eduard Spranger in Tübingen	Philosoph
Otto Warburg in Berlin	Biochemiker
Hans Purrmann in Montagnola/Schweiz	Maler
Carl Orff in Diessen am Ammersee	Komponist
Karl Schmidt-Rottluff in Berlin	Maler
Werner Heisenberg in München	Physiker
Gerhard Ritter in Freiburg i. Br.	Historiker
Ludwig Mies van der Rohe in Chicago/USA	Architekt

Richard Kuhn in Heidelberg	Chemiker
Werner Bergengruen in Baden-Baden	Schriftsteller
Romano Guardini in München	Philosoph
Percy Ernst Schramm in Göttingen	Historiker
Hans Kienle in Heidelberg	Astronom
Hans Rothfels in Tübingen	Historiker
Carl Friedrich Frhr. v. Weizsäcker in Hamburg	Physiker
Adolf Butenandt in München-Obermenzing	Biochemiker
Franz Dölger in München	Byzantinist
Wolfgang Schadewaldt in Tübingen	Klassischer Philologe

AUSLÄNDISCHE MITGLIEDER

Stand: 31. Dezember 1962

Carl J. Burckhardt in Vinzel/ Kanton Waadt, Schweiz	Historiker
George Gooch in Chalfont St. Peter/Bucks., England	Historiker
Sarvepalli Radhakrishnan in New Delhi, Indien	Religionsphilosoph
Albert Schweitzer in Lambarene Republik Gabun/Afrika	Philosoph, Theologe und Musikhistoriker
Henry Hallett Dale in London	Physiologe
Etienne Gilson in Vermenton (Yonne), Frankreich	Philosoph
Bernhard Karlgren in Stockholm	Sinologe
Oskar Kokoschka in Villeneuve/Vaud, Schweiz	Maler

Lise Meitner in Cambridge, England	Physikerin
Thornton Wilder in Hamden, Conn./USA	Dichter
Charles Huggins in Chicago, USA	Mediziner
Georg von Hevesy in Stockholm	Chemiker und Physiker
Thomas Stearns Eliot in London	Dichter
François-Louis Ganshof in Brüssel	Historiker
Pieter Geyl in Utrecht	Historiker
Albert Defant in Innsbruck-Hötting/Österreich	Geophysiker

Nach dem 1. November 1961 sind verstorben:

Ernst Buschor	11. 12. 1961
Arthur H. Compton	15. 3. 1962
Theodor Litt	16. 7. 1962
Hermann Hesse	9. 8. 1962
Rudolf Alexander Schröder	22. 8. 1962
Max Hartmann	11. 10. 1962
Niels Bohr	18. 11. 1962

INHALT

Öffentliche Sitzung des Ordenskapitels in Bonn am 5. Juni 1962

Begrüßungswortes des Ordenskanzlers Erich Kaufmann 7
Luigi Einaudi. Gedenkworte von Theodor Heuss 13
Erwin Schrödinger. Gedenkworte von Werner Heisenberg 23
Ernst Buschor. Gedenkworte von Gerhard Marcks 37
Carl J. Burckhardt. Kalter Krieg im siebzehnten Jahrhundert 45

Öffentliche Sitzung des Ordenskapitels in Berlin am 25. November 1962

Begrüßungsworte des Ordenskanzlers Erich Kaufmann 73
Hermann Hesse. Gedenkworte von Theodor Heuss 85
Rudolf Alexander Schröder. Gedenkworte von Werner Bergengruen 93
Arthur H. Compton. / Niels Bohr. } Gedenkworte von Carl Friedrich Frhr. von Weizsäcker 105
Percy Ernst Schramm. Karl der Große: Denkart und Grundauffassungen 121

Mitglieder des Ordens. Stand 31. 12. 1962 159

ISBN 3-88350-173-5

OFFSETNACHDRUCK:
AZ DRUCK UND DATENTECHNIK GMBH, KEMPTEN